

Kapitel 6

Bedrohung der Solidargemeinschaft

Caroline Bühler

Von der Vision einer durch die wirtschaftlichen Umbrüche der 1990er Jahre geläuterten und ‚fitten‘ schweizerischen Gesellschaft, der eine vielversprechende Zukunft bevorsteht, ist in diesem Kapitel nicht die Rede. Im Szenario *Bedrohung der Solidargemeinschaft* wird vielmehr aufgezeigt, dass die „gesunde“ kollektive Ordnung weitgehend der Vergangenheit angehört. Die Wiederherstellung eines gesellschaftlichen Zusammenhalts ist hier nur durch eine Umkehr der aktuellen Modernisierungstendenzen überhaupt vorstellbar. Vorsichtig utopischen, innovativen Gehalt besitzt dieses Szenario für jene, die auf neue Formen der kleinräumigen Solidarität hoffen.

Der Kontext, vor dem das Szenario *Bedrohung der Solidargemeinschaft* entwickelt wird, bleibt indes derselbe, wie er in den vorangehenden beiden Kapiteln skizziert wurde. Auch hier wird eine zunehmende Dominanz der Ökonomie über andere gesellschaftliche Bereiche diagnostiziert, die die Alltagspraxis jedes Einzelnen bestimmt und verändert. Die Deutung dieser – durchwegs als negativ dargestellten – Entwicklungen wird denn auch stets ausgehend von den jeweiligen konkreten Alltagserfahrungen entfaltet. Grundlegend für dieses Denken sind die ethischen Prinzipien, welche im beruflichen oder berufsähnlichen Kontext handlungsleitend sind und zugleich auch auf alle anderen gesellschaftlichen Bereiche übertragen werden.

Die Feststellung, wonach die Solidargemeinschaft immer mehr auseinanderfalle, ist in auffallend vielen Interviews anzutreffen. Es lassen sich drei Ebenen unterscheiden, von welchen bei dieser Gegenwartsdiagnose ausgegangen wird: *Erstens* wird in der Sphäre der Familie, der Nachbarschaft und der dörflichen oder kleinstädtischen Umgebung eine fatale Verhärtung der unmittelbaren Sozialbeziehungen beobachtet, was als Ausdruck eines zunehmenden egoistischen Individualismus gedeutet wird. *Zweitens* wirkt sich die zunehmende Dominanz von ökonomischen Handlungsimperativen derart grundlegend auf den beruflichen Alltag aus, dass eingeschliffene Handlungsroutinen und tief verinnerlichte Arbeitsethiken grundsätzlich in Frage gestellt werden. *Drittens* resultiert aus dem Auseinanderfallen der ökonomischen, der gesellschaftlichen sowie der politischen Sphäre eine sowohl existenzielle als auch identitäre Krise für gewisse Exponenten kleiner, mittelständischer Betriebe und

Familienunternehmen, die traditionell auf eine enge wechselseitige Verflechtung eben dieser Bereiche angewiesen waren.

6.1 Der Verfall einer Kultur der Mütterlichkeit: Luise Kern

Luise Kern, geboren 1948, aufgewachsen in der Ostschweiz in kleinbäuerlicher, katholischer Umgebung, drei ältere und drei jüngere Brüder; Haushaltungslehrling, anschließend Tätigkeit in der Kinderbetreuung und im Gastgewerbe im schweizerischen Mittelland. Heirat (1970) mit dem Bankbeamten Walther Kern (Jg. 1948). Bis 1986 vorwiegend Hausfrau, dann Wiedereinstieg in die Spitex-Betreuung von alten und behinderten Menschen. Tochter Ursula, geboren 1970, Krankenschwester, Sohn André, geboren 1976, Elektromonteur.³⁶⁵

Luise Kern ist eine zierliche, unauffällige Frau von 50 Jahren. Sie wohnt mit Ehemann Walther und Sohn André in einem Wohnquartier, das in den späten 1960er Jahren erbaut wurde. Zwischen Gebäudekomplexen, die sich alle sehr ähnlich sehen, erstrecken sich gepflegte Grünanlagen. Auf dem Weg durch das Quartier lässt sich erahnen, dass die Kinder, auf welche die „familiengerechte“ Bauweise einst zugeschnitten war, inzwischen erwachsen geworden und weggezogen sind. Das Gespräch findet in der Küche statt. Luise Kern beeindruckt durch die ernsthafte und gelassene Art, in der sie über ihr Leben, ihre Arbeit und über den Zustand der schweizerischen Gesellschaft spricht. Ausführlich erzählt sie über ihre Kindheit und Jugend und über ihre Berufstätigkeit seit ihrem Wiedereinstieg vor zehn Jahren. Im letzten Teil des Interviews schildert sie Erlebnisse und Beobachtungen, die sie davon überzeugen haben, dass der alltägliche zwischenmenschliche Umgang allgemein härter geworden sei – eine Feststellung, die sie nachhaltig beschäftigt. Dies nicht zuletzt, weil auch ihr Ehemann, der Bankbeamte Walther Kern, in der Restrukturierungsphase der Schweizer Großbanken Mitte der 90er Jahre schmerzliche Erfahrungen machen musste.³⁶⁶

Das familiäre Zusammenleben hat in Luise Kerns Leben stets einen wichtigen Platz eingenommen. In ihrer Kindheit und Jugend war es jedoch oft bestimmender, als sie es sich gewünscht hätte. Gleich zu Beginn des Gesprächs vernehmen wir, dass sie in einer kinderreichen Bauernfamilie aufwuchs und ihre Mutter oft krank war. Luise Kerns Kindheitserinnerungen führen in ein ärmliches, katholisch geprägtes, bäuerliches Milieu der fünfziger Jahre, das in ihrem Fall noch zusätzlich von familiärem Elend gezeichnet war. Von der wirtschaftlichen Dynamik, die nach dem Krieg die Schweiz erfasst und innerhalb kurzer Zeit

³⁶⁵ Interview vom 15. 12. 1997: Caroline Bühler und Peter Schallberger.

³⁶⁶ Vgl. dazu: Kapitel 3.2.

zum Land des Wohlstands schlechthin gemacht hat, scheint man auf dem kleinen Hof in der Ostschweiz wenig gespürt zu haben. Was in harter Arbeit erwirtschaftet wird, vermag die neunköpfige Familie kaum zu ernähren. Der Vater ist verbittert und wird den Kindern gegenüber bisweilen gewalttätig. Als ältestes Kind und einzige Tochter wird Luise Kern dazu angehalten, außerordentlichen Einsatz zu leisten. Sie muss früh die chronisch kranke Mutter im Haushalt ersetzen und dem Vater bei der Hofarbeit zur Hand gehen. Während die fünf Brüder Berufslehren antreten, werden ihre eigenen Pläne – sie will für einen Sprachaufenthalt nach England reisen und anschließend eine Ausbildung als Krankenpflegerin absolvieren – vom Vater zunichte gemacht. „Beim Mädchen hat es geheissen: ‚Dich braucht man daheim und du heiratest sowieso – eine Lehre, das wäre schade ums Geld.‘“

Luise Kern stammt aus einem familiären Umfeld, das geprägt ist durch ein Klima materieller Entbehrung und emotionaler Unterversorgung. Ihre Situation wird zusätzlich dadurch verschärft, dass sie der repressive und einem konservativen Frauenbild verpflichtete Vater in die Rolle der ‚zurückbehaltenen Tochter‘ drängt. Dass sie sich aber heute frei von Ressentiments über die harte Kindheit äußert, weist darauf hin, dass sie schließlich über Ressourcen und Strategien verfügte, um die traumatischen Erfahrungen zu überwinden und die Erinnerungen zu verarbeiten. Dies scheint in zweierlei Hinsicht der Fall zu sein: Erstens boten sich ihr im weiteren Kreis der Familie trotz allem Möglichkeiten, diese als Gemeinschaft zu erfahren, in der Freud und Leid geteilt werden und in der jedes Mitglied Anrecht auf Respekt hat. Zweitens eröffnete sich für Luise Kern schon früh die Möglichkeit, der Enge des Herkunftsmilieus zu entinnen. Sie verfügte gleichsam über eine „zweite Familie“, die sie – wie ihre Ursprungsfamilie – bereits in der Eingangspassage erwähnt. Auf die Frage hin, wie es dazu gekommen sei, dass sie heute als Hausfrau und Spitex-Betreuerin im Berner Mittelland lebe, antwortet sie:

„Ich bin im Toggenburg aufgewachsen, in einer kinderreichen Familie. Die Mutter ist viel krank gewesen, wir haben gebauert und wir Kinder sind mit einer Ferienorganisation ab und zu in die Ferien. Zu Leuten, die sich haben melden können – das hat damals ‚Schweizerbund‘ geheissen. Und mein Bruder ist nach Wangen in die Ferien gekommen, etwa als 4-jähriges Kind, ins Pfarrhaus. Die haben keine Kinder gehabt und haben sich gemeldet, und er ist nachher alle Jahre mehrere Wochen dorthin in die Ferien. So bin ich eigentlich auch dorthin in die Ferien gekommen.“

Diese Passage liefert den Hinweis darauf, dass Luise der Pflegefamilie ihres Bruders stets einen wichtigen Stellenwert beimisst. Ohne dieses ausdrücklich als solches zu bezeichnen, stellt sie in der Folge das Pfarrhaus in Wangen und dessen Umgebung, in der sie sich seit dem Vorschulalter regelmäßig während mehrerer Wochen im Jahr aufhält, als eine ‚zweite Heimat‘ dar. Dort lernt sie kennen, was sie zuhause auf dem Bauernhof entbehren muss. Neben materiellen Dingen gehörten dazu auch die neuen Erfahrungen von Freundschaft und Liebe. In ihren Ferientaufenthalten – so erfährt man als Nächstes – lernt sie einen lebenslangen Verbündeten kennen: „Und mein Mann ist in Wangen aufgewachsen, wir kennen einander also seit dem Kindergarten.“ Dies ist wohl mit ein Grund, weshalb das Pfarrhaus im Mittelland in der rückblickenden Schilderung einen fast ebenso zentralen Stellenwert einnimmt wie der Hof in der Ostschweiz.

Obwohl der Vater dies zu verhindern versucht, verlässt Luise Kern als 16jährige den Hof und steigt ins Erwerbsleben ein. Sie muss richtiggehend von Zuhause ‚ausreißen‘, um diesen Einstieg durchsetzen zu können. Die Stationen ihrer Erwerbstätigkeit führen sie denn auch immer weiter weg von der Heimat, in Richtung eines von den heimatlichen Zwängen befreiten, autonomen Lebens:

„Ich habe ein Haushaltslehrjahr gemacht, nachher bin ich zwei Jahre bei einer Zahnarztfamilie gewesen, als Kindermädchen – die haben vier Kinder gehabt – und nachher bin ich im Rheintal Köchin in einem Kinderheim gewesen. Und nachher bin ich in Olten in einem Restaurant arbeiten gegangen.“

Von Olten, einer Stadt im Schweizerischen Mittelland, ist es schließlich nicht mehr weit bis Wangen, dem Ort der Zuflucht ihrer Kindheit und Wohnort Walther Kerns, dem einstigen ‚Sandkasten-Freund‘. „Und dort ist dann der Kontakt größer geworden und nachher haben wir geheiratet.“ Nach der Geburt der Tochter 1970 zieht sich Luise Kern weitgehend aus dem Erwerbsleben zurück. Sporadisch hilft sie im Gastgewerbe-Betrieb eines Bekannten aus. Erst als der 1976 geborene Sohn zur Schule geht, beginnt sie sich damit auseinanderzusetzen, wie ihre nächste Tätigkeit aussehen könnte. Sie besucht Kurse für Korrespondenz und administrative Arbeiten, schließt diese mit Diplomen ab, ohne jedoch je eine Stelle in einem Büro anzutreten.

„Ich habe ‚Scheidegger-Kurse‘ gemacht – Korrespondenz, Schreibmaschine und Buchhaltung – und habe solch schöne Diplome erhalten. Aber ich habe einfach merken müssen, dass ich nicht geeignet bin, in einem Büro zu sitzen. Erstens telefoniere ich nicht gerne. Und auch mit dem Schreiben und Rechnen

gen machen... Ich habe schon während der Kurse das Gefühl gehabt, es sei nicht das Richtige.“

Dass sie schließlich herausfindet, was ‚das Richtige‘ für sie ist, hängt mit einer Erfahrung zusammen, die sie in den folgenden Jahren macht. Damals, als sie erkannte, dass Büroarbeit nicht das Richtige für sie sei, hatte sich Luise Kern noch aus einem anderen Grund veranlasst gesehen, den geplanten Wiedereinstieg auf Eis zu legen. Während zwei Jahren betreute sie ihre an Parkinson leidende Schwiegermutter mehrmals wöchentlich, bis sie ins Spital eingeliefert werden musste. Die Pflege der kranken Frau wurde für Luise Kern zum Schlüsselerlebnis. Diese war ihr stets wohlgesonnen gewesen und hatte in ihr die Tochter gesehen, die sie selber nie gehabt hatte. Jetzt aber wurde aus der freundlichen alten Frau eine aufsässige und misstrauische Kranke – eine Veränderung, die Luise Kern verletzte und über deren Tod hinaus beschäftigte. Sie nimmt diese Erfahrung im Folgenden jedoch nicht einfach hin, sondern sie will der Sache auf den Grund gehen. In Pflegekursen beim Roten Kreuz erarbeitet sie sich die Grundlagen und kann fortan selber besser beurteilen, wie sich eine Krankheit auf die Psyche eines Menschen auswirken kann. Heute empfindet sie es als Entlastung, nachträglich verstanden zu haben, was mit der Schwiegermutter geschehen war, und dass die Krankheit zu diesen psychischen Veränderungen beigetragen hatte.

Aus der Herkunftskonstellation lässt sich ablesen, dass Luise Kern aus einem ärmlichen und verhindernden Milieu stammt, dass darin gleichzeitig jedoch auch Freiheitsgrade angelegt sind. In ihrer Biographie löst sie ein, was – wenn auch nur sehr rudimentär – an Möglichkeiten vorhanden ist: Mit ihrem entschlossenen und zugleich pragmatischen Ausbruch schafft sie in räumlicher und familiärer Hinsicht die Emanzipation. Dieses Streben nach Selbstbehauptung und Autonomie, das sich in Luise Kerns Biographie zeigt, gehört zur Grundstruktur ihres Habitus. Dies lässt sich aufgrund der räumlichen Distanzierung vom Herkunftsmilieu unschwer nachvollziehen. Betrachtet man jedoch die berufliche Entwicklung Luise Kerns, erweist sich die These vom erfolgreichen Autonomiestreben auf den ersten Blick als eher unwahrscheinlich. Wie bloß kann eine Verkettung von typischen Frauenberufen, die darüber hinaus in keiner Weise zertifiziert sind, als Indiz für ein selbstbestimmtes Leben gelten? „Ich habe immer das Gefühl gehabt, ich sei gut ausgebildet“, sagt Luise Kern über ihr berufliches Selbstverständnis – ohne auch nur andeutungsweise geschlechtsspezifische Zwänge jener Zeit zu erwähnen oder einen Mangel an Auswahlmöglichkeiten zu beklagen. Was für andere Zwang darstellt, bedeutet für sie einen Spielraum, den sie nach ihrem Gutdünken gestaltet. Auch die Heirat und die

Kinder schildert sie nicht als Einschnitt oder gar als Disziplinierung ihres Freiheitsdrangs. Vielmehr erscheint die Verbindung mit Walther Kern als logische Konsequenz ihrer Jugendjahre und gleichsam als Ankunft in ihrer zweiten Heimat. Sie zieht sich nicht zurück, indem sie eine Familie gründet, sondern sie erweitert den Kreis ihrer Bezugsgruppen.

„Nie mehr etwas tun müssen, was ich nicht will, was ich nicht frei gewählt habe“ – so etwa könnte man Luise Kerns Lebensmotto in Worte fassen. Obwohl sie schließlich während fünfzehn Jahren nur sehr sporadisch erwerbstätig ist und sich hauptsächlich Kindern und Haushalt widmet, stellt sie auch ihren definitiven Wiedereinstieg nicht als Bruch dar. Wie schon in ihrer Jugend scheint sich das Eine aus dem Anderen ergeben zu haben, und sie hat sich sukzessive einer neuen Tätigkeit zugewandt. Selbst das Dasein als Nur-Hausfrau will sie nicht als schicksalhaft enthüllen, sondern sie sieht auch hier ein vernünftiges Gestaltungspotential. So fühlt sie sich nicht verpflichtet, einen durchrationalisierten Haushalt zu führen. Insofern scheint sie nicht dem Bewährungsdruck einer Hausfrau unterworfen zu sein, dessen Eigenart es ist, dass keine Erfolgskriterien existieren, mit denen ihre „Leistung“ gemessen werden kann.³⁶⁷ Luise Kerns gelassene Interpretation der Hausfrauenrolle wird unter anderem anhand ihrer Stilisierung der Hausarbeit zu einem niemals endenden wollenden Repertoire „unsichtbarer“ Verrichtungen verdeutlicht:

„Also ich muss mich auch immer wieder selber zwingen, wenn ich dann einmal nichts gemacht habe, oder *umeglaueret* (getrödel) und *gnütschelet* habe und etwas zu Lesen angefangen habe und es nicht mehr zur Seite gelegt habe, und am Abend bin ich dann *bässig* (verärgert) und denke, jetzt hättest du doch noch dies machen wollen und jenes machen wollen – Dann muss ich mir jeweils auch sagen: Ja wieso jetzt, spielt doch keine Rolle, es macht es dir ja niemand sonst. Es merkt ja nicht einmal jemand, ob es gemacht sei oder nicht.“

Dass Luise Kern die geschlechtsspezifischen Zwänge nicht als solche wahrnimmt, liegt an der Art und Weise, wie sie ihre Entscheidungen fällt: Sie tut, was sie für das Richtige hält. Dieses trivial anmutende Handlungsprinzip ist tief in ihrem Wesen angelegt und kann durchaus mit einer ausgesprochen innengeleiteten Persönlichkeit erklärt werden. Dieser Grundzug kommt auch in der Haltung gegenüber ihrer aktuellen Tätigkeit als spitalexterne Pflegerin zum Ausdruck. Sie hat das für Pflegeberufe typische Arbeitsethos ausgebildet, das sich dadurch auszeichnet, dass die pflegende Person gerade in höchst anspruchsvollen Situa-

³⁶⁷ Vgl. dazu: Kapitel 3.6.

onen einen angemessenen Ausgleich zwischen empathischer Nähe und professioneller Distanz herstellen muss. Luise Kern pflegt einen äußerst reflektierten Umgang mit der Pflege. Dies wird auch deutlich, wenn sie über die Situation der Angehörigen spricht. Mit ihrer Arbeit entlastet sie die Angehörigen unmittelbar. Aber zusätzlich nimmt sie ihnen indirekt eine weitere Last ab. Weil sie nicht „so nah dran“ ist, findet sie einen anderen Umgang mit den zum Teil ‚schwierigen‘ Kranken. Als professionelle Pflegerin gibt sie heute den Rat, Kranke nicht ausschließlich durch Familienangehörige betreuen zu lassen.

Luise Kern schöpft ihre Motivation aus dem Umstand, Kranken helfen und Angehörige entlasten zu können. „Man profitiert, wenn die Leute dankbar sind“ – und davon, dass man alten Leuten zu einem „Stückchen Freiheit“ verhilft, bilanziert sie. Am Beispiel ihrer Tochter, die als Krankenschwester in einem Regionalspital von den Rationalisierungsmaßnahmen im Gesundheitswesen betroffen ist, zeigt sich, wie nachhaltig strukturelle Bedingungen sich auf das Arbeitsethos auswirken können. Anders als in Luise Kerns eigener Tätigkeit schrumpfen im Spital die Handlungsspielräume, und die Betreuung leidet unter den ökonomisch bedingten Verringerungen der Leistungen. Diplomierte Kräfte müssen sich auf die qualifizierten Tätigkeiten konzentrieren – wie Spritzen verabreichen, Blut entnehmen und Medikamente bereitstellen. Für die eigentliche Pflege und Betreuung ist zunehmend das Hilfspersonal zuständig.

Verantwortlichkeit und Respekt sind Tugenden, die nach Ansicht Luise Kerns in allen Arbeitsbereichen gelten sollten. Entwicklungen, wie sie momentan in der Bankenbranche geschehen, begegnet sie mit Kritik. Ihr Ehemann wurde vor zwei Jahren Opfer von Restrukturierungsmaßnahmen. Seit zwanzig Jahren war er in einer kleinen Filiale einer Schweizer Großbank tätig und hatte sich bis ins mittlere Kader emporgearbeitet. Die Krise in der Bankenbranche und die Fusion von zwei Großbanken führten dazu, dass das Filialnetz redimensioniert und die verbleibenden Niederlassungen überprüft wurden. Walther Kern sah sich schließlich gezwungen, eine neue Stelle in der Stadt anzutreten, was zudem mit einer Lohneinbuße von 30% verbunden war. Es ist das einzige Mal im Verlauf des Gesprächs, dass die ansonsten nüchtern und frei von Ressentiments sprechende Luise Kern eine Spur Bitterkeit erkennen lässt. Sie habe mit ansehen müssen, wie jemand psychisch fast „kaputt“ gegangen sei – aus Gründen, die „scheinbar mit Hausfrauenlogik nicht nachzuvollziehen“ seien. Die Hintergründe, die zur Versetzung ihres Ehemannes führten, kann und will Luise Kern nicht verstehen. „Auch wenn einer immer alles mitmacht, dann kommt plötzlich der Punkt, an dem es heißt, Ja, jetzt geht es nicht mehr. Sie sind zu teuer für

diese Filiale.“ Treue und Loyalität zum Betrieb und langjährige Erfahrung – dies alles hat mit einem Schlag den Wert verloren.

Nicht nur in ihrer Arbeit, sondern in allen Belangen, die mit menschlicher Nähe zusammenhängen, erweist sich Luise Kern gleichsam als Experte. Gemeinschaftlichkeit bedeutet für sie, dass jeder auf den anderen angewiesen ist und dieses Verhältnis auch verbindlich und verantwortungsvoll gestaltet werden muss. Als wichtigste Konstellation erscheint immer wieder die Familie. Ihr gehört man gezwungenermaßen an – sie ist aber auch der Ort, an dem die Prinzipien der Vergemeinschaftung auf selbstverständliche Weise erlernt und geübt werden. Dies jedoch ist eine Funktion der Familie, die nach und nach verloren geht. „Bei den Großeltern auf Mutters Seite sind auch noch die ledigen Schwestern gewesen und ein verheirateter Sohn. Eine Schwester, deren Mann abgehauen und verschwunden ist, ist nachher mit zwei kleinen Kindern einfach wieder heim gegangen. Das ist einfach normal, selbstverständlich gewesen. Heute ist das ganz anders.“

Ganz anders, weil die jungen Leute früher ihre eigenen Wege gehen und ein individualisiertes Leben führen. Schon die Familie, die sie selber gegründet hat, besteht nur noch aus vier Personen. Es ist jedoch nicht ein romantisch verklärtes Bild trauten Beisammenseins, das sie entwirft, wenn sie von der Zeit spricht, als alles noch „ganz anders“ war. Mit der Großfamilie ist vielmehr ein Stück praktischer Erfahrung verloren gegangen und damit auch zum Teil das Bewusstsein des aufeinander Angewiesenseins. In ihrem positiven Entwurf erscheint die Familie als Feld, in dem kooperiert und gleichzeitig Individualität begünstigt wird. Die Verbindlichkeit, die sie familiären Beziehungen attestiert, verlangt auch, dass man Konflikte aushalten und beilegen muss. Sie selber hat die Erfahrung gemacht, dass sie am Ende mehr davon hat, wenn sie ihrem Vater die Repressalien der Vergangenheit verzeiht, als wenn sie ihm diese ein Leben lang nachträgt. Die Versöhnung wirkte gleichsam befreiend. Dieses Erlebnis hat dazu beigetragen, dass ‚Verstehen‘ zu einer wichtigen Strategie wurde. Auch die schmerzliche Erfahrung, welche die Pflege ihrer Schwiegermutter für sie darstellte, konnte sie dadurch verarbeiten, dass sie nach einer Erklärung suchte und die ‚Verwandlung‘ der ihr nahestehenden Frau schließlich objektivieren konnte.

Luise Kerns Vorstellungen von einem verantwortlichen Sozialverhalten schlägt sich auch in den Prinzipien nieder, an denen sie sich bei der Erziehung ihrer Kinder orientierte. Anders als in ihrer eigenen Erfahrung sollte die Beziehung zwischen Eltern und Kindern nicht durch ein Autoritätsverhältnis gekennzeichnet sein: „Wir Kinder haben nicht gehorcht, weil wir den Vater gern gehabt haben. Wir haben gehorcht, weil wir Angst gehabt haben.“ Sie wollte ihre Kinder zu Vernünftigkeit und Anständigkeit erziehen und ihnen dabei auch verständlich machen,

dass sie so nur gewinnen würden. Doch was sie heute beobachtet, führt zum Verdacht, ihre Kinder ‚falsch‘ – das heißt unzeitgemäß – erzogen zu haben. Sie illustriert diese Einsicht eindrücklich anhand der Episode von der „Wurst“, die beinahe Gleichnischarakter trägt:

„(Lacht) Das ist so ein kleines Beispiel mit unseren Kindern, an einem Festlein in Büren: Die Einweihung vom Kindergarten ist es gewesen. Und da sind die Kinder auch von der Schule aus dorthin und haben irgend etwas dargeboten und haben dann eine Bratwurst und ein Stück Brot holen können. Und man hat den Kindern auch gesagt: ‚Es wird hinten angeschlossen und es wird nicht *fürszwängt* und *g’ellbögelt* (gedrängt).‘ Und dann ist unser Kleiner gesprungen gekommen, hat geweint und gesagt: ‚*Mammi*, ich komme ja nicht nach vorn, die *zwängen* immer vor mir hinein.‘ Da habe ich gesagt: ‚Weißt du, dann wartest du halt, das ist doch nicht so schlimm!‘ – *Sternsverrückt* zurückgekommen, es hat keine Wurst mehr gehabt. Es sind etwa fünf gewesen, die keine Wurst mehr bekommen haben. Dann hat er gesagt: ‚Die, die *fürszwängt* haben, die haben eine Wurst, ich habe keine.‘ Dann nachher habe ich mir auch gesagt: Im Grunde genommen, ja, ist es blöd, hättest sollen sagen: ‚Dann tue auch *zwängen* und *ellbögelt*.‘“

Durch die Schilderungen und Episoden Luise Kerns zieht sich wie ein roter Faden die Befürchtung, dass der Zusammenhalt in der Gesellschaft zusehends nachlasse und die Einzelnen immer individualistischer und egoistischer würden. Diese Diagnose umfasst alle von ihr thematisierten Bereiche: Die Familie, die Arbeitswelt, die nachbarschaftlichen Beziehungen, das Verhältnis der Bürger zum Staat. Mütter sieht sie als Opfer des rigorosen Zeitmanagements von Schulen und Freizeitanlässen, Kinder würden zusehends unselbständiger, denn: „Sie kennen ja nichts anderes, es ist immer alles geplant.“ Die Dominanz einer unmenschlichen Leistungsethik macht die Männer lieblos und ausgebrannt. Im Spital regiert die Effizienz über die Pflege und in der Bank bestimmt der Profit darüber, was ein ‚guter‘ Mitarbeiter ist, egal, ob die Kunden sich durch die aggressive Geschäftsstrategie belästigt fühlen und das Vertrauen in die Bank verlieren. Im Privaten greift Anonymität um sich, „man lebt aneinander vorbei“, vom Nachbar wisse man höchstens, „ist es ein Schweizer oder ist es ein Jugoslawe oder ist es ein Türke“. Wenn sie ihren Sohn selber unterstützt, wenn er in eine Beschäftigungslücke gerät, statt die Arbeitslosenentschädigung zu beanspruchen, ist dies eigentlich falsch, denn: Alle anderen würden dieses Geld dem Staat „*abknöpfen*“. Zwar beobachtet Luise Kern gewisse dieser Tendenzen schon seit geraumer Zeit. Doch fällt ihr auf, dass sich das Klima mehr und mehr verschärft.

„Also was mich *dünkt* ist auch die – was soll ich sagen – nicht direkt Brutalität, aber die Lieblosigkeit, die untereinander herrscht. Es kümmert sich kein Mensch mehr um den andern und diese Gleichgültigkeit – da sollte sich schon wieder etwas ändern, scheint mir.“

Wenn die Menschen aneinander vorbei leben und sich gegenseitig nur noch oberflächlich, sich an Stereotypen orientierend wahrnehmen, dann führt dies zu einer zunehmenden Vereinzelung, was letztlich für alle schlecht ist. So dramatisch jedoch das Szenario des Verlustes von Gemeinschaftlichkeit und fortschreitender Anonymisierung der Gesellschaft anmuten mag, so mündet es doch nicht in einen pessimistischen Zukunftsentwurf. Wie sich die Situation ihrer Ansicht nach aus ökonomischer Sicht „wieder einpendeln“ wird, so sieht Luise Kern auch auf der Ebene des gesellschaftlichen Zusammenlebens bereits wieder Zeichen der Besserung. Die Beobachtung, dass eine neue Generation aufstrebender junger Leute offensichtlich die Vorzüge ‚anständiger‘, respektvoller Umgangsformen wieder entdeckt, befriedigt Luise Kern. Sie, die selber seit ihrer Jugend für ein von familiären und zeitspezifischen Zwängen emanzipiertes, selbstbestimmtes Leben gekämpft hat, fühlt sich damit in ihrer Überzeugung bestätigt, dass alle, seien sie noch so individualistisch eingestellt, auf ein gewisses Maß an Empathie und Gemeinschaftlichkeit angewiesen seien.

Pragmatismus ist eine Strategie, die sich in Luise Kerns eigenem Leben immer wieder bewährt hat und die sie als ‚strukturellen Optimismus‘ verinnerlicht hat. Formulierungen wie: „Man muss das Beste daraus machen“ und: „Es wird sich schon wieder einpendeln“ gehören ebenso zu ihrem stilistischen Repertoire wie die anekdotische Schilderungen aus dem Alltag, anhand derer sie verdeutlicht, dass sich das Blatt am Ende zum Guten wenden wird. Luise Kern resigniert nicht. Ihr starkes Selbstbewusstsein und ihr scharfer Beobachtungssinn führen sie zur Überzeugung, dass sie mit ihrem gesunden Menschenverstand – oder ihrer „Hausfrauenlogik“ – letztlich nicht fehl gehen kann. So muss sie weder auf eine Verklärung der Vergangenheit zurückgreifen, noch ein Katastrophenszenario für die Zukunft skizzieren, um glaubhaft darzustellen, welche Veränderungen die Gesellschaft nötig hat.

Luise Kerns Krisenszenarien haben stets einen unmittelbaren Erfahrungshintergrund. Ihre Vorstellungen des kollektiven Zusammenlebens gewinnen ihre Umriss dann, wenn sie über alltägliche Kontakte berichtet: Die Nachbarschaft, Beziehungen mit Arbeitskolleginnen, Patienten und Patientinnen, über Erlebnisse ihrer Kinder, als diese noch klein waren, zufällige Begegnungen und Telefongespräche. Diese Episoden stehen meist nicht für sich alleine, sondern liefern eine umfassenden

de Erklärung, die sich Luise Kern über die Gesellschaft zu machen versucht. Insofern sind ihre Ausführungen über das gesellschaftliche Leben nicht konkretistisch, sondern sie reklamieren stets allgemeine Gültigkeit. Das Grundmuster ihres Gesellschaftsbildes bleibt stets bestehen: Damit der einzelne Mensch ein intaktes Leben führen kann, ist er auf andere angewiesen. Rücksichtnahme und Verantwortlichkeit führen nicht zu Abhängigkeiten, sondern sie verhelfen vielmehr zu einer ‚authentischen‘ Freiheit. Die gemeinschaftliche Moral ist für Luise Kerns Deutungen zentral, aber ebenso wichtig ist die Entfaltung der Individualität.

Der Umstand, dass die Kategorien Fürsorglichkeit und Solidarität für Luise Kerns Denken derart grundlegend sind, liegt vor allem in ihrer sozialen Herkunft, aber auch in ihrer geschlechtsspezifischen Prägung und ihrer beruflichen Handlungspraxis begründet. Sie stammt aus einem ländlich-bäuerlichen Milieu, in dem eine familialistische Moral herrschte: Man war existentiell auf einander angewiesen, einander zur Hilfe und Unterstützung verpflichtet. Ihre Biographie ist typisch für eine nach dem Krieg geborene Schweizerin. Sie wusste aber ihre beruflichen Stationen für eine effektive Professionalisierung ihrer Erfahrung zu nutzen und erreichte damit ein relativ hohes Maß an Autonomie. Die ethischen Grundprinzipien, die ihr Denken prägen, sind zugleich berufsspezifische Leitfiguren: Sie verweisen auf ein Ethos der Sorge, das im professionellen Wissen von pflegenden und helfenden Berufen einen zentralen Stellenwert einnimmt.

Ängste, wonach die Solidargemeinschaft bedroht sei, werden in der Variante *Verfall einer Kultur der Mütterlichkeit* häufig vor dem Eindruck manifest, dass traditionelle Formen der Gemeinschaftlichkeit auseinanderbrechen würden und insbesondere die Familie als Ort der Integration und des Zusammenseins an Wert verliere. Vertreten wird diese Vorstellung vor allem von Frauen der älteren Generation, deren Denkstil grundlegend durch ein Ethos geprägt ist, das aus einer umfassenden „Kultur der Mütterlichkeit“ abgeleitet wird. Ihr Zukunftsszenario mündet in einem überzeugten Plädoyer für die Rückkehr der stolzen Mutter und Hausfrau. Dieser „Beruf“ umfasst für sie mehr als Hausarbeit und Kinderbetreuung. Zu den Pflichten einer Hausfrau gehört auch die Pflege eines weiteren sozialen Netzes sowie die Sorge für den Mitmenschen im allgemeinen. Wenn die Nachbarin ins Krankenhaus muss, dann ist sie es, die die Kranke dorthin bringt, sie besucht, unterstützt und auch wieder abholt. Die Verbreitung eines neuen emanzipierten Frauenbilds jedoch habe zur Folge, dass eine solch umfassende Konzeption des „Berufs Hausfrau“ zunehmend auseinanderbreche. Weil junge Frauen ihrem – „egoistischen“ – Wunsch nach Selbstverwirklichung in der Erwerbsarbeit nachgingen, zerfalle die Familie und ver-

schwinde letztlich ein Potenzial an Sorge für das Gemeinwohl. Indem sie die Mutterschaft als Beruf und Bestimmung betrachten und sich voll und ganz ihren Kindern gewidmet haben, sind die der traditionellen Rollenteilung verpflichteten Mütter überzeugt, ihrerseits einen wichtigen Beitrag zu einer „gesunden“ Gesellschaft geleistet zu haben.

Oft wird die Familie in dieser Denkweise in überhöhter Weise dargestellt: Als eine solidarische und integrierende Gemeinschaft, in der Sicherheit und Geborgenheit herrschen. Vor diesem Hintergrund sind die Ressentiments zu sehen, die zuweilen auftauchen, wenn sich Frauen der älteren Generation über die schweizerische Gesellschaft äußern und Prognosen für deren Zukunft anstellen. Wie die Familie, so stellen sie auch die Schweiz als Hort der Geborgenheit dar. Diese Solidargemeinschaft, die ihren Zusammenhalt ihrer Überschaubarkeit verdankte, ist jedoch zunehmend in Gefahr. Verkörpert wird diese Bedrohung bei einigen Repräsentantinnen dieses Typus durch die Fremden. Asylbewerber und Asylbewerberinnen werden als Eindringlinge gesehen, welche die bewährte Ordnung stören, indem sie sich nicht an deren Regeln halten. Ihr „Fehlverhalten“ – zum Beispiel die angeblich exzessive Konsumfreudigkeit – wird auf einen Mangel an Bescheidenheit und Respekt vor der Gastfreundschaft zurückgeführt, die Fremden hierzulande entgegengebracht wird. Dieses Fehlschlagen von Integration wird – ganz im Sinne des Deutungsmusters – häufig mit einer „schlechten Kinderstube“ erklärt, von der man vermutet, dass sie dem anderswo herrschenden Normalzustand entspricht.

In diesem Szenario, in dem für die Zukunft eine Rückkehr der stolzen Mütterlichkeit beschworen wird, dominieren Skepsis gegenüber der Gegenwart – gegenüber einer jungen Generation von Müttern, gegenüber Fremden – und Besorgnis: Seine Vertreterinnen konstatieren das Schwinden des sozialen Zusammenhalts und befürchten das Scheitern des Generationenvertrags. Die Ohnmachtsgefühle, die sich aufgrund der allgemeinen Unübersichtlichkeit einstellen können, führen denn auch meist zu einer eher pessimistischen Grundstimmung.³⁶⁸ Es gibt aber auch zuversichtliche Stimmen, die überzeugt sind, dass die Gesellschaft auch jetzt nicht auf den sozialen Kitt, den die „Kultur der Mütterlichkeit“ letztlich bereitstellt, verzichten kann. Eine Rückbesinnung ist für sie bereits heute feststellbar.

Auch in Luise Kerns Zukunftsvorstellungen schwingt ein optimistischer Unterton mit. Bemerkenswert ist zudem die Konsistenz, Differenziertheit und der Realitätsbezug ihrer Deutungen. Von anderen Fäl-

³⁶⁸ Eine noch stärker resignative Grundstimmung ist bei Exponentinnen anzutreffen, die über kein auf das Kollektiv bezogenes Zukunftsbild verfügen, vgl. dazu: Kapitel 8.3 Verhinderung von Zukunft.

len, die zum allgemein als *Verfall einer Kultur der Mütterlichkeit* bezeichneten Szenario neigen, wird meist ein einzelner Aspekt von Gemeinschaftlichkeit hervorgehoben: Die Krise der Familie als Lebensform, das Verblässen nachbarschaftlicher Beziehungen oder der Verlust dörflicher Vertrautheit. Die Gründe für diese Unterschiede hinsichtlich der Kohärenz und Konsistenz der Zukunftsbilder sind vornehmlich in der habituellen Disposition der Fälle zu suchen. In erster Linie kommt dabei zum Tragen, ob ein Streben nach Autonomie realisiert werden konnte und inwiefern das eigene Leben als gestaltbar erlebt wurde. Erst wenn – wie im Fall Luise Kerns – ein relativ hohes Maß an individueller biographischer Gestaltungsfreiheit umgesetzt werden kann, werden auch weitreichende und differenzierte Deutungen möglich.³⁶⁹

Wie Luise Kern zeichnen sich tatsächlich auch andere Fälle durch einen Kampf um Emanzipation von ihrem Herkunftsmilieu aus. Eine erprobte Strategie zu dessen Realisierung ist in der Regel die räumliche Distanz: Man absolviert ein Welschland-, ein England- oder ein USA-Jahr als Au Pair oder begibt sich auf Wanderjahre als Service- oder Hausangestellte. Häufig stellt zudem die Gründung der eigenen Familie zunächst einen maßgeblichen Individualisierungsschritt dar. Auch hier scheint eine möglichst große Entfernung von den eigenen Eltern einen Zuwachs an Autonomie zu versprechen. Dies zeigt sich auch daran, dass eine erneute Intensivierung der Verwandtschaftsbeziehungen später – etwa infolge eines Umzugs in die nähere Umgebung oder durch das Wahrnehmen von Betreuungspflichten der Töchter gegenüber den betagten Müttern oder Vätern – stets als Autonomieverlust empfunden wird.

Grundlegend für das skizzierte Denken ist das Ethos der generalisierten Mütterlichkeit, wie sich dieses historisch als das für die bürgerliche Frau handlungsleitende Prinzip herausgebildet hat. Obwohl dieser Fürsorglichkeits-Diskurs auf ein „Deutungsmuster Mütterlichkeit“ rekurriert, orientiert er sich jedoch nicht durchwegs an der Vorstellung einer „weiblichen Moral“ im Sinne einer natürlichen Affinität von „Geschlecht“ und „Sorge für andere“. Diese ethische Grundhaltung ist auch nicht immer Ausdruck christlicher Nächstenliebe. Die Deutungen nehmen Bezug auf ein ganz spezifisches Muster: Gemeinschaftlichkeit beruht prinzipiell auf einer hohen Wertschätzung gegenseitiger Verpflichtungsverhältnisse und unkündbarer Sozialbeziehungen. Dabei erfordern nicht nur unmittelbare bzw. familiäre, sondern auch betriebliche Bindungen ein hohes Maß an Verantwortungsbewusstsein. Wie bei den

³⁶⁹ Ein generell höheres Maß an biographischer Gestaltungsfreiheit genießen oft Männer der gleichen Generation, insbesondere jene, die vom „Geist der Achtundsechziger“ profitieren konnten, vgl. dazu: Kapitel 4.1 Die liberal-aufklärerische Variante.

anderen Varianten des Szenarios *Bedrohung der Solidargemeinschaft* stehen die Deutungen meist in einem engen Verhältnis zur Alltagspraxis und zum beruflichen Handlungsfeld. Sie tragen deshalb partikularistische, bisweilen konservative Züge und verweisen auf die Vorstellung von der Gesellschaft als überschaubare, organisch gewachsene Gemeinschaft.

6.2 Individualismus und zerstörerischer Wettbewerb: André Kern

André Kern, geboren 1976. Der Vater ist Bankbeamter, die Mutter Hausfrau und Spitex-Betreuerin.³⁷⁰ Die um sechs Jahre ältere Schwester ist Krankenschwester. Lehre als Elektromonteur (1992-1996), anschließend Rekrutenschule. Seither ist er wieder in seinem Lehrbetrieb tätig. Er wohnt bei seinen Eltern in einem Dorf in der Region Bern.³⁷¹

André Kern interessiert sich für Eishockey und Fussball, sitzt abends gerne mit seinen Kollegen bei einem Bier zusammen und freut sich, neuerdings ein eigenes Auto zu fahren. Wir treffen den Elektromonteur zu Hause in der Wohnung seiner Eltern. Eben von der Arbeit zurückgekehrt, hat er sich umgezogen und sitzt uns nun im Trainer am Küchentisch gegenüber. Nein, noch sei er nicht allzu müde, meint er lächelnd, und wir können uns in der Folge davon überzeugen, dass dem tatsächlich so ist: André Kern ist ein sehr aufmerksamer Gesprächspartner. Er lässt sich auf die im Laufe des Interviews aufgeworfenen Fragen ein, legt Wert darauf, Sachverhalte differenziert darzustellen und erweist sich – zumal wenn er über die gegenwärtigen Entwicklungen in der Bau-Branche spricht – als ein engagiert argumentierender Mensch.

André Kern ist in der Region Bern aufgewachsen. Der Vater ist Bankbeamter, die Mutter ist seit ihrem Wiedereinstieg in der spitalexternen Pflege tätig und die um sechs Jahre ältere Schwester arbeitet als Krankenschwester in einem Regionalspital. Er bewegt sich in einem ländlich-mittelständischen Milieu, in einem sozialen Umfeld, in dem zwar Wert auf eine solide Berufsausbildung gelegt wird, das insgesamt aber als relativ bildungsfern bezeichnet werden kann. Auf seine Berufswahl angesprochen, schildert André Kern einen Entscheidungsprozess, der im Rahmen eines klar definierten Spektrums von Berufsausbildungen stattgefunden hat:

„Ich hab einfach etwas Handwerkliches machen wollen, wo ich nachher sehe, was ich gemacht habe. Wo ich das Ergebnis sehe.“

³⁷⁰ Vgl. dazu Porträt von Luise Kern, der Mutter von André Kern, Kapitel 6.1 Verfall einer Kultur der Mütterlichkeit.

³⁷¹ Interview vom 15. 12. 1997: Caroline Bühler und Peter Schallberger.

Und nachher, ja, habe ich Schreiner *geschnuppert*, *Velomechaniker geschnuppert* und Werkzeugmacher *geschnuppert*. Hat mir alles gefallen. Nachher hab ich mich entscheiden müssen und das ist dann halt Elektromonteur gewesen. Fertig.“

Im Folgenden begründet Kern, weshalb für ihn von Anfang an feststand, dass er ein Handwerk erlernen würde. So gesteht er unumwunden ein, dass er es in der Schule nicht immer leicht gehabt habe. Dies darf durchaus als Rechtfertigung dafür verstanden werden, dass er – anders als einige seiner Freunde aus der Sekundarschule – nicht eine Mittelschule oder eine andere weiterführende Ausbildung gewählt hat. Unterzieht man jedoch die oben zitierte Schilderung seiner Berufswahl einer eingehenden Betrachtung, so zeigt sich deutlich, dass die schulischen Unzulänglichkeiten dabei eine untergeordnete Rolle spielen. In André Kerns Entscheidungsprozess kommt nicht primär ein Ausschlussprinzip zum Tragen – etwa im Sinne der Frage: ‚Was bloß bleibt denn für mich übrig?‘ Vielmehr scheint Kern nach einer Tätigkeit gesucht zu haben, die seinem inneren Drang entspricht, etwas zu erschaffen und sich am Ende vergewissern zu können, auch tatsächlich etwas Sinnvolles getan zu haben. Als „sinnvoll“ erachtet er das materiell Sichtbare, die „Sache“, der er sich widmet und die er zu einem Endprodukt formt. Somit ist es sehr plausibel, dass er sich bei der Evaluation möglicher Zukunftspläne auf das Spektrum der handwerklichen Berufe beschränkt. Eine Berufsausbildung soll weder nur den Zweck haben, ihm den Lebensunterhalt zu sichern, noch ist sie lediglich als Übergang gedacht, wie dies bei einer Mittelschule der Fall wäre. Was André Kern vorschwebt, ist nicht eine unspezifische, möglichst breite Grundausbildung, sondern er will einen konkreten Beruf – und zwar den „idealen“ Beruf, einen Beruf fürs Leben – erlangen. Er habe sich schließlich entschieden, Elektromonteur zu werden, weil er gesehen habe, dass dieser Beruf am meisten Zukunft habe. „Weil – den braucht es immer. Das braucht es in Umbauten, Neubauten, das braucht es immer.“ Die Zuversicht, etwas Zukunftsträchtiges gelernt zu haben, hat er auch nicht verloren, als er nach dem Lehrabschluss feststellen musste, dass die Stellen knapper geworden waren. Seine persönliche Strategie angesichts der akuten Stellenknappheit – die im Übrigen in der ganzen Baubranche herrscht – ist es, auf Nummer Sicher zu gehen. Er arbeitet nämlich seit einigen Monaten wieder im selben Familienbetrieb, in dem er die vierjährige Lehre absolviert hat. Der Umstand, dass er nach der Rekrutenschule dorthin zurückkehren konnte, betrachtet er als Glücksfall.

André Kern macht sich Gedanken über seine Zukunft. In der Tatsache, dass sein Beruf nicht zu denjenigen handwerklichen Tätigkeiten gehört, die im Zuge von Technisierungsschüben hinfällig werden oder

die sich völlig transformieren, sieht er noch keine Garantie für eine sichere und dauerhafte berufliche Perspektive. Die Krisensituation im Baugewerbe verstärkt die saisonalen Schwankungen hinsichtlich des Arbeitsanfalls. Der erhöhte Konkurrenzdruck führt hier, wie in anderen Branchen, zu einer Rationalisierung der Arbeitskräfte. „Es ist nicht mehr so wie früher, wo der *Stromer* einen goldenen Job gehabt hat. Früher hat es immer geheißen, die Elektromonteuere verdienen gut und alles. In den letzten fünf Jahren hat das gewaltig geändert, schon.“ Der Handwerker, das hat Kern inzwischen erkannt, ist ebenso wie andere Berufsleute auch mit dem generellen Flexibilitätsgebot konfrontiert. Infolge der fortschreitenden technologischen und rechtlichen Entwicklung ist auch er dem Diktat unterworfen, sich permanent weiterbilden zu müssen.

„Sonst ist man spätestens nach fünf sechs Jahren, wenn man auf dem Beruf gearbeitet und nichts gemacht hat, ist man in den Vorschriften fünf Jahre hintendrein – weil die alle Jahre ändern. Wenn man dann einmal in eine andere *Bude* (Betrieb) möchte, dann heißt es dann: ‚Was haben sie gemacht, Weiterbildung und so?‘“

André Kern hat sich vorgenommen, sich den Vorteil, dass der Beruf des Elektrikers ein relativ weites Spektrum von Tätigkeitsbereichen abdeckt, in der Zukunft zunutze zu machen. Er sieht sich als einen Spezialisten – sei es nun in der Computertechnologie oder im Bereich der Telefonie. Auch ein Umstieg auf das Gebiet des Radio- und TV-Elektrikers wäre für ihn durchaus denkbar. Doch vorerst lässt er sich noch Zeit, sich zwischen den vielen Möglichkeiten einer Neuorientierung zu entscheiden.

Es ist nicht zu überhören, dass André Kern in den fünf Jahren, seit er die Lehre angetreten hat, einen ausgeprägten Berufsstolz ausgebildet hat. Saubere Arbeit zu verrichten und zu sehen, dass das, was er gemacht hat, funktioniert – das ist der zentrale Gehalt seines Berufs. Das logische Denken, das Kontrollieren und Aufspüren von Fehlern – wobei auch ein gewisses Maß an Kreativität gefordert ist – macht ihm ebenso Spaß wie die Installationsarbeit. Dieser Beruf verfügt über eine Reihe weiterer handlungsleitender Prinzipien, die dem Arbeitsethos zugerechnet werden können. Diese eher abstrakten Leitlinien tauchen in Kerns Schilderungen immer wieder auf: Zentral für die Tätigkeit des Elektrikers ist ein Sinn für Genauigkeit, Sauberkeit und – da Strom im Spiel ist – Verantwortungsbewusstsein. Aufgrund dieser Standards, die Kern sich setzt, wird seine Arbeit zur täglichen Herausforderung: „Man muss immer alles von Neuem anfangen, neu aufbauen. Man kann nicht einfach nach Schema X sagen: ‚Gut, wir fahren wieder genau gleich.‘“

Das Sicherheitsbewusstsein sowie die ästhetischen Kriterien verhindern zudem, dass die Arbeit des Elektrikers zur stumpfen Routine wird. Diese Arbeitsweise, die zu Kerns Berufsstolz beiträgt, wird jedoch mehr und mehr in Frage gestellt. Der Konkurrenzdruck, der seit der Krise des Baugewerbes Anfang der 90er Jahre enorm angewachsen ist, wirkt sich deutlich spürbar auf den Arbeitsalltag des jungen Handwerkers aus. Angesichts der veränderten Arbeitsbedingungen ist es nicht mehr immer möglich, so zu arbeiten, wie Kern es im Grunde als richtig empfindet. Andere Kriterien als diejenigen von Sicherheit und Ästhetik – allen voran der Faktor Zeit – diktieren die Arbeit auf dem Bau.

„Es ist schon herausfordernder geworden für jeden Einzelnen. Aber ich würde sagen, diese Herausforderung ist irgendwie ... ja es ist nicht so das Wahre. Jeder muss schnell arbeiten, klar. Der eine arbeitet aber immer noch etwas schneller als der andere, aber der andere macht es etwas schöner, dafür hat er eine halbe Stunde länger, irgendwie. Oder, es kommt ja auch darauf an, wer es anschaut.“

Die Ambivalenz der neuen Herausforderung äußert sich auch darin, dass die Neubauten, an denen der Elektriker arbeitet, sich immer ähnlicher sehen. Statt nach individuell konzipierten Plänen wird heute vermehrt nach standardisierten Mustern gebaut – dafür stehen die Bauten aber in der Hälfte der Zeit. Obwohl demnach schneller gearbeitet werden muss, ist die Tätigkeit auf dem Bau nicht anspruchsvoller, sondern eintöniger geworden. Als eine wichtige Voraussetzung dafür, gemäß seinen Prinzipien arbeiten zu können, sieht André Kern das kleine Team von drei bis vier Männern: „Da weiß man von jedem, wie er arbeitet“. Nun aber führt der permanente Preisdruck dazu, dass der Stress auf der Baustelle wächst. Der unvernünftige Umgang mit der Zeit erhöht das Fehlerrisiko. In großen Teams von bis zu 30 Arbeitern ist man nicht aufeinander abgestimmt. Aber auch der kleine Betrieb, in dem Kern arbeitet, kann sich dem Druck nicht entziehen: Früher, sagt André Kern, sei es das „Markenzeichen“ seines Betriebs gewesen, dass man nach getaner Arbeit sauber aufgeräumt habe. Dafür reicht jetzt die Zeit oft nicht mehr. Weil die Zusammenarbeit nicht mehr wunschgemäß aufeinander abgestimmt werden kann, sind die herkömmlichen Qualitätsstandards insgesamt gefährdet. Die gegenseitige Solidarität innerhalb und zwischen den Teams auf der Baustelle, aber auch gleichzeitig eine gewisse Kontrolle, müssen dem Zeitdruck weichen.

Ausgehend von den Erfahrungen in seinem Arbeitsalltag kommt Kern zum Schluss, dass gegenwärtig Entwicklungen im Gange seien, die er als für die Wirtschaft insgesamt, aber auch für die Qualität der Arbeit im Kleinen als schädlich einstuft. Insbesondere die Tendenz hin zum

Großen, die sich im Zuge der Konzentrationsprozesse und Fusionen abzeichnet, scheint ihm fatal. „Überall gibt es Zusammenschlüsse und so. Und die Kleinen haben nachher keine Chance mehr. Das sieht man bei den Banken auch. Jetzt gerade dieses UBS-Zeugs da, ich weiß nicht – von mir aus gesehen ist das für die Wirtschaft der Schweiz total falsch.“ Gerade weil die persönliche Verbindlichkeit, die er als Voraussetzung für ein gutes Arbeitsklima und für gute Arbeit erachtet, einer gewissen Überschaubarkeit des Betriebs bedarf, ist es in seinen Augen falsch, dass immer größere Gebilde von Firmen entstehen. Die Qualitätsstandards, denen er sich verpflichtet fühlt, können angesichts des Stressklimas auf der Baustelle gar nicht mehr aufrechterhalten werden.

Der Schweizer Wirtschaft insgesamt attestiert André Kern, dass sie sich in eine „total falsche“ Richtung entwickelt. Das Beispiel der Großbank erwähnt er dabei nicht von ungefähr: Walther Kern, sein Vater, ist ein Opfer der Großfusion von zwei führenden Banken geworden. Der unfreiwillige Stellenwechsel war nicht nur mit einer empfindlichen Lohneinbuße verbunden, sondern machte dem Bankangestellten auch psychisch sehr zu schaffen, da seine langjährige Erfahrung und seine Loyalität gegenüber der Bank mit einem Schlag wertlos geworden waren. Es mag denn auch mit der persönlichen Betroffenheit angesichts dessen, was seinem Vater widerfahren ist, zusammenhängen, dass in André Kerns Darstellung die wirtschaftlichen Konzentrationsprozesse als Ausdruck gesellschaftlicher Entsolidarisierung erscheinen.

„Was bringt es der UBS, außer dass sie den Reingewinn im Jahr noch einmal um eine Milliarde oder weiß nicht wieviel erhöhen können. Und dafür müssen sie jetzt 7000 Arbeitsplätze oder weiß nicht wieviel... Ich meine, andersrum haben sie ja schon X Millionen Reingewinn gemacht, was sie irgendwie den Aktionären ausschütten können, oder haben irgendwie, weiß nicht was – jetzt machen sie einfach noch mehr Reingewinn, durch dass sie zusammen sind und durch das, dass die *oben drinnen* noch mehr können verdienen, noch mehr können abzweigen, müssen einfach die armen *Cheibe* (Kerle) *unten raus* einen Job suchen. Es ist schwierig für alle. Von mir aus gesehen ist die Entwicklung in der Schweiz einfach falsch. Weil der Mittelstand verschwindet, und die Armen werden ärmer und die Reichen werden reicher.“

Die gegenwärtigen wirtschaftlichen Umbrüche zerstören den Mittelstand und führen zu einer gesellschaftlichen Polarisierung von arm und reich. Wenn die Verbindung fehlt, wenn nichts mehr dazwischen ist, so André Kern, dann ist es wie bei einem Auto ohne Getriebe: Es hat zwar Räder und ein Gehäuse, aber ohne Motor fährt es nicht. Ebenso verhalte es sich mit der gegenwärtigen Gesellschaft. Großfirmen

brauche es zwar schon. Fast pathetisch erklärt Kern, wie es wirklich sein müsste: Jeder müsste seinen Platz haben in der Gesellschaft. Bildhaft beschreibt er dies anhand des Baugewerbes:

„Und es braucht alle. Es braucht die kleinste Bude, es braucht mittelgroße, und nachher braucht es die Größten auch. Das Größte für das Internationale, eben, um konkurrenzfähig bleiben mit anderen Ländern, das Mittlere, um ein bisschen die Verbindung herzustellen, nachher die Kleinen einfach, das normale Gewerbe, oder einfach so eine kleine *Bude* (Betrieb). Die braucht es alle zusammen.“

Die großen Firmen nehmen keine Rücksicht auf ihre Belegschaften, wenn es darum geht, noch mehr Gewinn zu erzielen. Demgegenüber würde Kern von den Unternehmen verlangen, dass sie vermehrt ihre gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen – wenn sie schon das Label „Swiss“ bzw. „Switzerland“ im Titel tragen: „Ich meine, die UBS nennt sich jetzt irgendwie United Bank of Switzerland, und was hat sie mit der Schweiz eigentlich zu tun? Nichts. Es ist einfach die größte Bank der Schweiz, sie macht Milliarden Gewinne auf Kosten der Arbeitnehmer.“ André Kern blickt skeptisch in die Zukunft. „Ich hoffe, es bessert sich wieder mit der Zeit, aber es sieht schlecht aus.“ Der unheilvollen Entwicklung in Richtung einer entsolidarisierten Gesellschaft, in der das Gewinnstreben der Großen und Reichen dominiert, kann seines Erachtens nur das vermehrte Eingreifen des Staates entgegenwirken. „Die sieben Höchsten“ – der Bundesrat also – sollen dafür sorgen, dass Fusionen nicht unkontrolliert ablaufen und dass die Schweiz als Gemeinschaft wieder besser funktioniert, indem der Mittelstand, das verbindende Glied, gestärkt wird. Nur wenn gegen die fortschreitende Dominanz der Großen interveniert wird, kann, so Kern, das Schlimmste vermieden werden: „Der große Knall“ nämlich.

André Kern stellt eine Krise der gesellschaftlichen Ordnung fest, die er für verschiedene Bereiche nachweist. Er führt diese Krise auf eine beschleunigte und ungehemmte Entwicklung der Wirtschaft zurück, die – obwohl er diesen Begriff selber nie verwendet – durchaus als „Globalisierung“ bezeichnet werden kann. Dem Krisenszenario liegt die Vorstellung einer Gesellschaft zugrunde, deren Zusammenhalt primär im Verantwortungsbewusstsein jedes Einzelnen und einzelner Gruppen bzw. Betriebe liegt. Idealerweise ist das gesellschaftliche Kollektiv in seinen Augen ein integriertes und vielfältiges Ganzes, in dem jedem Einzelnen ein legitimer Ort zusteht. In diesem System ist jedoch, so lässt sich vermuten, auch stets eine gewisse Dichotomie angelegt: Es gibt Privilegierte und weniger Privilegierte, Reichere und Ärmere sowie – bezogen auf die Firmenstruktur – Größere und Kleinere. Erst wenn

die mächtigen Eliten sich an den Konsens halten, wonach die Gesellschaft auf ein jedes ihrer Mitglieder angewiesen ist, ist der gesellschaftliche Zusammenhalt überhaupt garantiert. Angesichts der gegenwärtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krisentendenzen glaubt Kern jedoch feststellen zu müssen, dass mit diesen Konventionen gebrochen und die bestehenden Verpflichtungsverhältnisse aufgekündigt worden seien. In der Entwicklung der schweizerischen Wirtschaft sieht er sich vermehrt mit einer Eigendynamik konfrontiert, die, wenn ihr nicht Einhalt geboten wird, letztlich „zum großen Knall“ führen könnte. André Kern zögert jedoch nicht, zu benennen, wer die entfesselte Wirtschaft in ihre Schranken weisen und sie an ihre nationalen Verpflichtungen erinnern soll: Die Politik und der Staat, verkörpert durch die höchste Exekutive, den Bundesrat. Kerns Zukunftsszenario mündet in der Katastrophe. Dies entspricht durchaus seinem Deutungsstil: Er fällt zuweilen rigide, fast apodiktische Urteile – so etwa, wenn er sich über die erfolgreichen Großunternehmen äußert. Auch sein Gesellschaftsbild ist radikal: insofern nämlich, als er das Weiterbestehen eines Kollektivs, das nicht auf gegenseitige Solidarität und Verantwortlichkeit gründet, konsequent in Frage stellt. Eine auf Konkurrenz und Wettbewerb aufgebaute Gesellschaft wird in seinen Augen zwingend scheitern. Angesichts dieser polarisierenden Darstellung erstaunt es nicht, dass der Staat in der rettenden Gestalt, in der ihn André Kern postuliert, autoritäre Züge trägt.

Grundlegend für den Denk- und Deutungsstil André Kerns ist zweifelsohne sein ausgeprägtes Arbeitsethos. Es dient ihm gleichsam zur Aufrechterhaltung einer „stabilen“ Identität. Erweist es sich nun aber vermehrt als unangemessen – etwa dann, wenn seine Standards hinsichtlich Sauberkeit, Genauigkeit und Ästhetik nicht mehr realisiert werden können – so führt dies zu Irritationen und Verunsicherungen. Er sieht sich angesichts der Umbruchsprozesse in seinem Arbeitsumfeld in zunehmendem Maß gezwungen, nach Strategien und Erklärungen zu suchen, um diese zu benennen und zu bewältigen. Ein weiterer Faktor, auf den die Deutungen André Kerns zurückgeführt werden können, ist das familiäre Herkunftsmilieu. In seiner Familie ist weniger die zertifizierte Bildung als vielmehr die Zugehörigkeit zu einem praktischen Beruf von grundlegender Bedeutung. Bei der Mutter, Luise Kern, aber auch beim Vater, dem Bankbeamten Walther Kern, ist eine ausgesprochen starke Identifikation mit der Berufsarbeit festzustellen. Gleiches gilt für die Krankenschwester Ursula Kern, die angesichts der gegenwärtigen Rationalisierungstendenzen im Gesundheitswesen mit schwerwiegenden ethischen Problemen zu kämpfen hat. Verstärkt wird dieser identitätsstiftende Bezug zur Arbeit bei den Kerns noch zusätzlich dadurch, dass sie über ein eigentliches „Familienthema“ verfügen, welches

sie für eine Krisenanfälligkeit prädestiniert: Die hohe Wertschätzung gegenseitiger Verantwortungs- und Verpflichtungsverhältnisse und eines solidarischen Verhaltens gegenüber dem gesellschaftlichen Kollektiv ist eine Grunddisposition, die bei allen vier rekonstruiert werden kann. Diese Deutungsmacht von „Solidarität“ und „Verantwortung“ ist es aber auch, die die Mitglieder der Familie Kern zu potenziellen „Opfern“ der Globalisierung werden lässt.

In einem Denken, wie es anhand des Porträts von André Kern aufgezeigt wurde, stehen die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse im Zeichen eines zunehmenden *Individualismus und zerstörerischen Wettbewerbs*. Die Beobachtungen und Analysen, die in dieser Variante über die wirtschaftliche Situation, die Entwicklung von Berufen und Berufsgruppen und über den konkreten Arbeitsalltag angestellt werden, stehen stets in einem engen Zusammenhang mit der Gesellschaft als Ganze. Die Regeln und Moralvorstellungen, die bei der Arbeit gelten, werden auf alle anderen gesellschaftlichen Bereiche übertragen. Somit ist die Feststellung der wirtschaftlichen Krise zugleich eine Gesellschaftsdiagnose: Zu den im Berufsalltag beobachteten Erscheinungen wie dem Bedeutungsverlust von innerbetrieblicher Verantwortung und Loyalität gegenüber den Imperativen von Effizienz und Flexibilität sowie dem rücksichtslosen Gewinnstreben der Großkonzerne werden Parallelen im gesellschaftlichen Zusammenleben beschrieben. Eine zunehmende Verhärtung und Anonymisierung der persönlichen Beziehungen und insgesamt eine fortschreitende Entsolidarisierung der Gesellschaft sind die charakteristischen Szenarien dieser Variante.

Für die Zukunft wird prognostiziert, dass der zerstörerische Wettbewerb weiter um sich greifen und die Tendenz zur Monopolisierung verstärkt zum Tragen kommen werde. Große Firmen werden die kleineren Betriebe zusehends verdrängen. Damit ist eine Struktur vom Untergang bedroht, welche die Herausbildung von hohen berufsspezifischen Standards in besonderem Maß begünstigte. In kleineren Betrieben wird häufig Wert auf hohe Qualität der Arbeit gelegt. Demgegenüber setzen „die Großen“ vor allem auf Quantität, Flexibilität und niedrige Preise. Profitdenken und zerstörerische Wettbewerbstendenzen bedrohen in letzter Konsequenz die Schweiz als Solidargemeinschaft, weil dadurch überschaubare Strukturen zerstört werden und kleinräumige Verpflichtungsverhältnisse erodieren.

Vor allem kleinere und mittlere Betriebe, aber auch größere Schweizer Unternehmen verfügten in der Vergangenheit traditionellerweise über eine paternalistische Organisationsstruktur. Es liegt im Wesen eines nach diesem Modell geführten Betriebes, dass zwischen den Angestellten und der Chefetage ein ganz spezifisches Bündnis besteht. Der Patron sorgt für seinen Angestellten, bringt ihn – und gegebenenfalls seine

Familienmitglieder – lebenslänglich im Betrieb unter und kümmert sich oft auch um die Wohnsituation. Umgekehrt ist der Angestellte seinem Chef gegenüber ausgesprochen loyal eingestellt und identifiziert sich stark mit dem Betrieb. In der Bankenbranche, aber auch in der Uhren- und in der chemischen Industrie ist der Geist paternalistischer Unternehmenskultur lange haften geblieben, selbst wenn in der Realität nichts mehr an den väterlichen Firmeninhaber erinnerte.³⁷² Das paternalistische Treuebündnis, welches vom Angestellten Loyalität und vom Chef die Garantie von Sicherheiten verlangt, ist integrierter Bestandteil dieser Unternehmenskultur geblieben. Insbesondere im Bankenbereich ist diese Kultur eng verknüpft mit der Handlungsweise gegenüber den Kunden, die geprägt ist durch Loyalität, Respekt und Verantwortungsbewusstsein. Der Bankbeamte hat die Aufgabe, das ihm anvertraute Geld nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten. Im Zuge der tiefgreifenden Umbrüche im Bankensektor der 90er Jahre wurde diese Unternehmenskultur weitgehend durch eine neue abgelöst. Das Verhältnis des Angestellten zum Betrieb ist jetzt vermehrt durch Leistungs- und Konkurrenzdruck gekennzeichnet, das Verhalten gegenüber den Kunden wird durch das Gewinnstreben bestimmt. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen kann der Habitus des dienstfertigen Bankbeamten, dessen oberstes Gebot der Respekt vor dem Kunden ist, problematisch werden, da er gleichsam ‚überholt‘ ist. Treue und Loyalität zum Betrieb und langjährige Erfahrung – dass diese Tugenden mit einem Schlag an Wert verloren haben, zeigt sich insbesondere bei älteren Opfern der Fusionen und Umstrukturierungen der letzten Jahre. Dabei ist auch festzustellen, dass die Banken keine Patronage-Betriebe mehr sind, in dem ein erfahrener Angestellter alt werden darf und dabei noch geschätzt wird. Stattdessen vollzieht sich ein „Mentalitätswechsel“: Anstelle des Ethos eines loyalen, gewissenhaften und verantwortungsbewussten Bankbeamten tritt auch hier vermehrt die Ausrichtung auf Profit und Leistung.

Um die Gefahren der von der Wirtschaft gegenwärtig eingeschlagenen Richtung abzuwenden, wird in diesem Szenario ein vermehrtes Eingreifen der Politik gefordert. Von den globalen Unternehmen, die das Label „Switzerland“ tragen, wird erwartet, dass sie sich vermehrt für den „Haushalt Schweiz“ engagieren. Die akuten Probleme der Gegenwart lassen sich in einem solchen Denken demnach nur durch einen ein neuerlicher Richtungswechsel lösen: Dann nämlich, wenn ein Weg vom Ethos des Profiten und des Gewinnstrebens zurück zu mehr Gemeinsinn und Verantwortungsbewusstsein auch auf der Ebene der Unter-

³⁷² Vgl. dazu: Kapitel 3.1.

nehmen führt. Der Staat fungiert dabei gleichsam als paternalistischer Bewahrer von Integration und Solidarität.

Es sind vor allem Personen, die über ein hohes Arbeitsethos verfügen und die in einem Beruf tätig sind, in dem hohe ethische Standards für das alltägliche Handeln gelten, die zu dem hier skizzierten Denken neigen. Dabei handelt es sich einerseits um in handwerklichen und technischen Berufen tätige Männer und in geschlechtstypischen Berufen tätige Frauen, die der älteren Generation angehören. Bei den Männern wirkt dabei die meist lange Verweildauer im gleichen Betrieb noch verstärkend auf rigide Vorstellungen über die angemessenen Handlungsweisen im Beruf. Es gibt aber auch Frauen und Männer der jüngeren Generation, die über ein ausgeprägtes „klassisches“ Arbeitsethos verfügen und die ausgehend davon ein Denken entwickelt haben, welches sich durch eine starke Gemeinwohlorientierung auszeichnet. Dabei handelt es sich meist um aus einem ländliche, eher bildungsfernen Milieu stammende Personen, die in Berufen tätig sind, die – wie bei der älteren Generation – hinsichtlich des Geschlechts eher homogen sind.

Beim Blick auf das Sozialprofil und den Denkstil derer, die zu einer Kritik an *Individualismus und zerstörerischem Wettbewerb* neigen, erweisen sich die Protagonisten als ebenso „klassisch“ wie ihre Deutung. Nicht nur erweisen sie sich als eben jene potenziellen Verlierer der Globalisierung, welche Daniel Bell beschreibt, wenn er von der einzigartigen Charakterstruktur des Puritaners und seines Berufs spricht.³⁷³ Vielmehr deckt sich zugleich auch ihre Deutung mit der neo-konservativen Kritik am neuen Kapitalismus, wie sie Bell unter anderen formuliert. Am Fall André Kern zeigt sich zudem deutlich, dass sich eine solche Konstellation nicht nur bei einer älteren Generation feststellen lässt. Auch jüngere Personen können über ein ausgeprägtes Arbeitsethos verfügen, dessen Erosion zu einer tiefen Verunsicherung führen kann und damit zu einem erhöhten Bedürfnis, nach Erklärungen zu suchen.

6.3 Das Verschwinden des Mittelstandes: Das Ehepaar Tschanz

Silvia Tschanz, geboren 1943. Der Vater war Käser, die Mutter Damenschneiderin, die Großmutter Wirtin; keine Geschwister; reformiert. Nach der Handelsschule (1959) und mehren Jahren Berufstätigkeit als Sekretärin lernt sie 1968 Ernst Tschanz kennen. Gemeinsam führen sie das Hotel „Ochsen“ in einer Schweizer Stadt. Sie heiraten 1970, ein Jahr

³⁷³ Bell (1991: 29f.); vgl. auch: Kapitel 1 Soziologische Zeitdiagnosen.

später wird die Tochter Barbara und ein weiteres Jahr später der Sohn Moritz geboren.

Ernst Tschanz, geboren 1942. Reformiert. Der Vater war Koch, die Mutter Serviceangestellte. Eine ältere Schwester (kaufmännische Angestellte). Koch-Lehre (1958-1961), Aufenthalt in diversen Ländern (England, Schweden, Spanien) und auf See (1963-1967). Nach dem Tod des Vaters (1963) führen Mutter und Schwester den familieneigenen Betrieb bis zur Übernahme durch Ernst Tschanz weiter. Ernst Tschanz ist nebenamtlich in Berufsverbänden sowie als freisinniger Politiker im Stadt- sowie Kantonsparlament engagiert.³⁷⁴

Das Hotel „Ochsen“ wurde 1972 zum bisher letzten Mal renoviert. Es umfasst 35 Zimmer in der mittleren Preisklasse sowie einen Restaurationsbetrieb. Der „Ochsen“ ist ein typischer Familienbetrieb, die privaten Räumlichkeiten befinden sich unter demselben Dach wie Gaststube und Hotelzimmer. Die Ehepartner teilen sich die Arbeit nach dem bewährten Modell: Er ist für die Küche zuständig, sie für Hauswirtschaft, Herbergsbetrieb und Finanzen. Der Sohn hat – wie übrigens auch die Tochter – das Metier gelernt und arbeitet im Betrieb mit. Während das Hotel vorwiegend auf Geschäftsreisende ausgerichtet ist, trägt der Gastgewerbebetrieb die familiäre Note einer Quartierbeiz. Die Familie Tschanz ist in hohem Maß in das gesellschaftliche, politische und geschäftliche Leben der Stadt integriert.³⁷⁵

Mit der Übernahme des Betriebs 1968 setzt Ernst Tschanz eine Familientradition fort. Bevor er jedoch als 26-jähriger in die Fußstapfen seines Vaters tritt, durchläuft er die verschiedenen Stationen des Weges, wie er für einen Hotellier-Nachfolger vorgezeichnet ist: Er absolviert die Kochlehre und begibt sich nach der Rekruten- und Unteroffiziersschule auf ausgiebige Wanderjahre ins Ausland. Zwei Jahre verbringt er als Stewart auf Hoher See. Während seiner Abwesenheit stirbt 1963 der Vater, worauf die ältere Schwester vorübergehend den Hotelbetrieb führt.

Ernst Tschanz' Lebensentwurf ist geprägt durch seine Vorbestimmung zum Nachfolger. Von Anfang an ist nicht viel Spielraum für einen individualistischen Lebensstil vorhanden – umgekehrt jedoch birgt die berufliche Zukunft für ihn auch kaum Unsicherheiten. Der ihm vorgezeichnete Weg führt ihn zu einem Leben als unabhängiger und selbständiger Unternehmer, dessen Risiko relativ gering und dessen Integration im gesellschaftlichen und gewerblichen Umfeld ausgesprochen hoch ist. Er realisiert diesen Entwurf erwartungsgemäß, nachdem er sich trotz des frühen Todes des Vaters auf eine sechsjährige ‚Wanderschaft‘ begeben

³⁷⁴ Interview: 18.8.1998: Andrea Glauser und Simon Tobler.

³⁷⁵ Vgl. dazu: Kapitel 3.5.

ben hat. Ernst Tschanz stilisiert die Übernahme des Betriebs als Preisgabe der ‚großen Freiheit‘ und als Abschied von seinem wahren Wesen eines ‚Lebemannes‘:

„Das ist schon ein wenig eine Umstellung, ja, also man muss schon sehen, wenn man da so ein wenig auf See ist, hat man schon andere Freiheiten, als wenn man hier in diese Altstadt herunterkommt und jeder *Tschalpi* schaut, was du machst und wann du heimkommst und wann du aufstehst und wann du ein Bierchen trinkst. Es ist einfach viel enger nachher. Auf See, da hat keiner auf den anderen geschaut, da hat man gemacht, was man will, da hat man die große Freiheit gehabt.“

Die Solidität des Betriebs, der festgelegte Tagesablauf und nicht zuletzt seine Frau Silvia erlauben es Ernst Tschanz jedoch durchaus, sich auch einem Leben ‚außerhalb‘ der Arbeit zu widmen: Er engagiert sich in Verbänden und in der Politik, unternimmt verschiedentlich ausgedehnte Urlaubsreisen und gibt sich auch im Alltag gerne genussfreudig. Nicht seinem ursprünglichen Beruf als Koch gilt seine Leidenschaft, sondern der Rolle, in der er sich als Patron in der Gaststube – „an der Front“ – präsentieren kann. Mit der Selbstinszenierung als genießerischer und geselliger Gastgeber hat er sich die Aura eines Lebemannes bewahren können. Ebenso virtuos wie sein Auftreten als Wirt dürfte sein Umgang mit der Politik gewesen sein – damals in den 80er Jahren, als die Stadt noch bürgerlich dominiert war und die Debatten im Rat noch Spaß machten. Heute empfindet er Politik als Frust. Es sei wie mit dem städtischen Fußballclub: Wenn man immer verliere, vergehe einem die Freude am Spiel – deshalb hat er sich als Parlamentarier zurückgezogen.

Meist sind es die weiblichen Angehörigen, die hauptsächlich dafür verantwortlich waren, dass sich Ernst Tschanz während all der Jahre nicht ausschließlich der Arbeit zu widmen brauchte: Anfänglich die Schwester und die Mutter und dann seine Ehefrau Silvia. Sie scheint diejenige zu sein, die im Hotel „Ochsen“ letztlich das Sagen hat. Geselligkeit und Gemütlichkeit, wie sie Ernst Tschanz über alles schätzt, sind indes auch für die Rolle von Silvia Tschanz als Gastgeberin zentral. Bei ihr verschwimmen die Grenzen zwischen professioneller Gastlichkeit und geselligem Alltagsleben in der Altstadt noch stärker als beim Ehemann. Was vordergründig als Einschränkung von Privatheit und Autonomie verstanden werden könnte, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als klare Intention. Silvia Tschanz will Privates und Geschäftliches nicht voneinander trennen: Wenn die Wohnstube zur Gaststube wird und umgekehrt, verfügt sie damit über einen relativ autonom gestaltbaren Raum. Der Schritt in die Selbstständigkeit hat für sie damals bedeutet, ihrer inneren Berufung folgen zu können. Im Andenken an die

Großmutter, die Wirtin gewesen war, hatte sie schon seit ihrer Jugend damit geliebt, dereinst ein eigenes Restaurant zu führen. Dass es nun nicht der eigene, sondern der Betrieb des Ehemanns ist, den sie führt, scheint eine geringe Konzession an ihre Wunschvorstellung darzustellen, da sie die Vorteile einer Familienökonomie stets zu nutzen verstand.

Die beiden Eheleute scheinen sich ideal zu ergänzen: Er wurde Hotelier, weil dieser Weg ihm vorgegeben war. Er gab dafür „die große Freiheit“ auf, doch war es ihm möglich, die Verantwortung für den Betrieb zu teilen, den geschätzten Kontakt zu den Gästen ausgiebig zu pflegen und gar gelegentlich auf Reisen zu gehen. Sie folgte ihrer Berufung und erwarb damit die Selbstbestimmung einer berufstätigen Frau, ohne auf die Familie verzichten zu müssen. Das Nebeneinander von Hotelbetrieb und Kinderbetreuung bedeutete für sie ein integriertes und kurzweiliges Alltagsleben. Das Gespann scheint lange Zeit funktioniert zu haben. Ernst Tschanz stilisiert die Ehe zur optimalen und letztlich unabdingbaren Grundkonstellation für den Erfolg eines Familienbetriebs. Auch Silvia Tschanz verleiht demonstrativ ihrer Zufriedenheit Ausdruck. „Wir haben natürlich fünfundzwanzig sehr schöne Jahre gehabt.“ Mittlerweile jedoch hat die Krise auch diesen Gastgewerbebetrieb eingeholt und damit die eingespielte Arbeitsteilung des Ehepaars Tschanz ins Wanken gebracht. Ernst Tschanz hat sich aus dem Vereinsleben und von seinen politischen Ämtern weitgehend zurückgezogen. Er wird er jetzt, da vermehrt kalkuliert werden muss, zu Hause gebraucht. Um konkurrenzfähig zu bleiben, muss beim Personal gespart werden.

Wenn Ernst Tschanz über die wirtschaftliche Krise spricht, bezieht er sich meist auf die konkreten Erfahrungen im Gastgewerbe. Zwar pflegt er einen ausgesprochen ökonomistischen Deutungsstil. Dennoch ist er kein Theoretiker: Statt der abstrakten Analyse zieht er es vor, die aktuellen Entwicklungen in der Branche und in der Wirtschaft insgesamt anhand von Beispielen aus seinem Alltag zu schildern. So beobachtet er, dass die Kaufkraft allgemein zurückgegangen ist:

„Die Leute haben kein Geld mehr. Man sieht es nicht nur an den Logiernächten. Man sieht es auch am Gehabe im Restaurant, an der Getränkebestellung, an der Essensbestellung. Wenn einer früher eine Flasche Wein gehabt hat, hat er jetzt vielleicht nur noch ein *Zweierli* oder ein *Dreierli*. Und wenn einer keinen Wein gehabt hat, dann hat er drei Biere gehabt, jetzt hat er vielleicht noch ein Bier. Das merkt man überall.“

Haben die Leute weniger Geld, dann konsumieren sie auch weniger und gehen seltener ins Restaurant – so mutmaßt Tschanz über die verän-

dernten Gewohnheiten der Gäste. Das Bedürfnis nach Begegnung und Geselligkeit scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Tschanz unterstellt den ausbleibenden Gästen gar, dass sie den Wein billiger im Laden um die Ecke einkaufen und zu Hause trinken. In einer Zeit wirtschaftlicher Krise – so die Konsequenz seines Denkens – wird auch im Kleinen knallhart kalkuliert. Immaterielles wie ‚Gemütlichkeit‘ hat an Wert verloren.³⁷⁶ Ernst Tschanz macht keinen Hehl daraus, dass er finanziell nicht mehr auf Rosen gebettet ist. Aber jammern will er nicht, „so schlimm ist es auch wieder nicht“. Es gehört zu seiner betont gelassenen Art, sich genügsam zu geben. Über das ganze Gespräch hinweg dringt jedoch immer wieder ein fatalistischer Grundtenor durch. Seine Versuche, die Krise zu entdramatisieren, kontrastieren scharf mit der permanenten Beschwörung der Vergangenheit.

Auch bei Silvia Tschanz stellt die Gaststube Ausgangspunkt und Erfahrungshintergrund für ihre Deutungen dar. Sie unterscheidet konsequent zwischen einem guten ‚Früher‘ und einem schlechteren ‚Heute‘. Dabei sind zeitspezifische und lebenszyklische Entwicklungen ineinander verschränkt: Dass die jungen Leute von heute einen anderen Umgang mit Freizeit und Geselligkeit pflegen, entnimmt sie dem Verhalten ihrer Gäste. Gleichzeitig stellt sie auch fest, dass ihre eigenen Kinder immer wieder weggehen, um sich im Ausland beruflich oder persönlich weiterzuentwickeln. Die Gaststube – die gleichzeitig Wohnstube war – ist nicht mehr der Ort, wo man gemütlich zusammensitzt. Geselligkeit findet – wenn überhaupt – woanders statt.

Während Ernst Tschanz‘ Reaktion auf die Krise von einer sentimentalisierten Verklärung des Vergangenen geprägt ist, scheint Silvia Tschanz bislang erfolglos nach einer angemessenen Bewältigungsstrategie zu suchen. Sie ist durch das Ausbleiben von Gästen und das allgemein veränderte Freizeitverhalten ganz direkt in ihrem Arbeitsethos getroffen. Auf diese Entwicklungen hat sie keinen Einfluss, da hilft ihr die lange Erfahrung als Gastgeberin nicht weiter. Dank dieses Erfahrungswissens, das sie in Form einer ‚professionalisierten Gastlichkeit‘ tief verinnerlicht hat, konnte sie früher die Bedürfnisse der Gäste abschätzen: „Der Gast hat einfach manchmal gute Laune und manchmal ist er auch gereizt von der Berufswelt her. Sie haben auch nicht immer einen Gast in der Siegerstimmung.“ Doch auch diese Strategie der professionellen Aufmerksamkeit für den Gast scheint je länger desto weniger zu funktionieren. Sie weiß oft nicht mehr, woran sie ist:

„Sie können ja nicht in die Leute hineinschauen. Da kann ein Junger kommen, plötzlich bestellt der Mineralwasser oder *Coca*

³⁷⁶ Vgl. dazu: Glauser (2000: 22f).

und ein Steak und isst das... Dann kann ich ja nicht gut fragen: „Warum nehmen Sie jetzt ausgerechnet das, ich habe gemeint, Sie würden ein Sandwich nehmen.““

Die neue Unberechenbarkeit der Gäste ist Ausdruck einer allgemeinen Unübersichtlichkeit, mit der sich Silvia Tschanz in neuerer Zeit konfrontiert sieht. Sie scheint erhebliche Schwierigkeiten zu bekunden, sich in dieser allgemein veränderten Situation zurechtzufinden – ein Umstand, der sich selbst in der Art und Weise niederschlägt, in der sie sich ausdrückt. Ihre Alltagsschilderungen bleiben schematisch, die Argumentationen sind oft bruchstückartig. Kaum ein Satz ist vollständig und wird zu Ende geführt. Der sprachliche Ausdruck wird zum Spiegelbild der tiefen Verunsicherung, in der sich Silvia Tschanz befindet. („Einfach diese hektische Zeit so schnell schnell.“) Zur Veranschaulichung der krisenhaften Situation bezieht sich auch Silvia Tschanz stets auf ihre unmittelbare Alltagserfahrung. Ihre Beispiele sind noch konkreter als jene ihres Ehemanns. Oft nimmt sie nur noch Schlagwörter zuhilfe, um einen Missstand auszudrücken: Der „Stammtisch“ scheint der Gradmesser schlechthin für den Zustand der Gesellschaft zu sein. Die „Parkiererei“ steht für das strukturelle Hindernis der Geselligkeit: Parkbusse halten Stammgäste fern. „Intercity“ steht für das Ausbleiben firmenfinanzierter Übernachtungen von Geschäftsleuten aus anderen Städten. „Der junge Vater“ steht für den modernen jungen Berufstätigen, der dem „Ochsen“ fernbleibt.

Das Leben sei einfacher gewesen, als „alles noch gestimmt hat“, sagt Silvia Tschanz ernüchtert über die gegenwärtige Krise. Von dieser Krise sind die Wirteleute in verschiedenen Belangen betroffen: Die Konsumfreudigkeit der Gäste hat nachgelassen, die Übernachtungszahlen sind rückläufig, die Personalkosten sind zu einer ernsthaften Belastung geworden, der Konkurrenzdruck steigt, und ein Kredit für die längst anstehende Renovation ist jetzt, da das Gastgewerbe bei den Banken als Risikogruppe gilt, illusorisch geworden. Neben diesen Auswirkungen wirtschaftlicher Natur rüttelten die letzten zehn Jahre ganz generell an den Grundfesten der gesellschaftlichen Ordnung, wie sie sich das Ehepaar idealerweise vorstellte.

In dieser Vorstellung bedarf die gutbürgerliche Ordnung erstens einer ganz spezifischen Geselligkeitskultur – wie sie insbesondere am Stammtisch praktiziert wird – zweitens einer intakten Familie oder familienwirtschaftlichen Struktur und drittens eines verbindlichen und solidarischen Netzes innerhalb einer gewerblich-mittelständischen Politik- und Wirtschaftselite. Der Stammtisch dient gleichsam als Gradmesser für den Zustand der Gesellschaft. Im Idealfall finden die Menschen hier Muße, sich stressfrei hinzusetzen und sich nach Lust und Laune zu

verpflegen. Funktioniert der Stammtisch, bietet er dem Gast – idealtypisch ist dieser männlich, ein gewerbetreibender Familienvater – Unterhaltung, Aufmerksamkeit und Geselligkeit. Hier diskutiert er über Fußball, wird seine Launen los und politisiert mit Seinesgleichen. Die Schuld am Niedergang des Stammtischs trägt gemäß Ernst Tschanz das Primat des ‚Homo oeconomicus‘, der über dem alles bestimmenden rationalen Preiskalkül sein Bedürfnis nach Gemütlichkeit vergisst.

Für Silvia Tschanz sind Individualisierung des Freizeitverhaltens und Pluralisierung des Geschmacks dafür verantwortlich, dass der Stammtisch leer bleibt: Dass der „junge Familienvater“ sich lieber „schnell schnell“ am Imbissstand verpflegt, sich am späten Nachmittag im Grünen auf seinem Mountainbike fit hält, um sich dann abends einsam vor dem TV über das offizielle Sportgeschehen zu informieren, ist für sie Ausdruck einer pervertierten Modernisierung. Das Wort ‚Freizeit‘ trägt bei ihr eine kulturindustrielle Komponente. Wer wirklich integriert ist – dies sagt sie auch in Bezug auf die jungen Frauen – hat keine Freizeit (im Sinne von privater Zeit) und braucht auch keine. Der Niedergang des Stammtischs bedeutet für Silvia Tschanz weit mehr als finanzielle Einbußen. Die eigentliche Katastrophe besteht im – vermutlich ersatzlosen – Verlust eines zentralen Ortes der Vergemeinschaftung.

Eine der Grundvoraussetzungen für ein gemeinschaftliches Zusammenleben und eine erfolgreiche Betriebsführung ist für Silvia und Ernst Tschanz die funktionierende Ehe. Das Bild, welches die beiden von der Ehe malen, ist nicht dasjenige einer romantischen Liebesbeziehung. Vielmehr haben sie sich selber in 25 goldenen Ehejahren überzeugen können, dass sich in einem partnerschaftlich geführten Betrieb die ideale Arbeitsteilung realisieren lässt. Indem sie sich in die komplementären Aufgaben teilten, die eine Familienökonomie stellt, konnten sie sich beide ein relativ hohes Maß an Selbständigkeit bewahren. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass sowohl Ernst als auch Silvia Tschanz dazu tendieren, dieses ‚ideale‘ Modell zu generalisieren. Ein Hotelbetrieb kann in ihren Augen nur effizient geführt werden, wenn ein harmonisierendes Paar die Leitung innehat. Silvia Tschanz überträgt die Universalität partnerschaftlicher Aufgabenteilung auch auf die Familie an sich. In dieser Hinsicht gibt es für sie keine Alternative:

„Sie können nicht einer Frau das Geschäft geben und der Mann ist daheim und schaut zu den Kindern. Es sind einfach Kluften von Anfang an, es geht nachher nicht lang, gibt es einen Knall. Es dünkt mich einfach nach wie vor, dass die Kinder auch ein wenig zur Mutter gehören.“

Während Silvia Tschanz‘ Konzepte von Kollektivität kaum über die Familie und den Betrieb hinausgehen, wird die gesellschaftliche Ord-

nung bei Ernst Tschanz auch auf einer etwas höheren Aggregatsebene thematisiert. Sie erscheint dann als statisches Gefüge lokaler Wirtschafts- und Politverbände. Die Kontakte innerhalb dieser Gremien scheinen allerdings nicht weniger informeller Art zu sein, als die Gespräche am Stammtisch. Über den Verband, den Tschanz während Jahren präsiidierte, erfährt man vor allem, dass ausgedehnte Reisen ins Ausland unternommen wurden. Ähnlichen Charakter trägt die Politik. So werden Parlamente nicht als formelle demokratische Institutionen dargestellt, in dem sachbezogen debattiert und rationale Entscheidungen ausgehandelt werden, sondern als Spielwiese, auf der sich ganz einfach derjenige durchsetzt, der stärker ist. Machtpolitik ist ein ebenso legitimer Bestandteil der von Tschanz favorisierten Ordnung wie ein korporatistisches Wirtschaftssystem. Doch mittlerweile gehört Ernst Tschanz nicht mehr zum Kreis derer, die den Kuchen unter sich aufteilen. Dass die ‚Großen‘, d.h. die größeren und höher dotierten Hotels, sich nicht mehr an die gemeinsam vereinbarten Preise halten, findet er nicht richtig – dies obwohl er als Freisinniger gewöhnlich eine ökonomistische Position einnimmt und weitgehende Deregulierungsmaßnahmen, zumal im Sozialbereich, generell begrüßen würde. In der Missachtung kartellistischer Preisabsprachen vollzieht sich seinem Empfinden nach eine Entsolidarisierung. Dies zeigt sich auch in der Skepsis der Banken, den kleinen Gastgewerbebetrieben Kredite zu gewähren. Der Staat schließlich ist für die Ordnungsidee von Ernst Tschanz nahezu irrelevant. Nicht allein, dass ihm ein demokratisches Staatsverständnis abgeht und es in seiner Vorstellung von gesellschaftlicher Ordnung wohl kaum eine partizipatives und integratives Instrument gibt; der Staat erscheint in seiner Darstellung angesichts des Primats der Wirtschaft ohnehin als völlig machtlos.

Umfassende, kohärente Szenarien für die Zukunft der schweizerischen Gesellschaft kommen in den Interviews mit Silvia und Ernst Tschanz nicht zur Sprache. Ihre Darstellungen verweisen auf einen ausgesprochenen Lokalismus und einen engen Fokus auf die konkreten Folgen der wirtschaftlichen Krise. Ausgangspunkt für die Zukunftsszenarien beider ist in erster Linie der Hotelbetrieb. Wie es mit dem „Ochsen“ weitergehen soll, ob der Sohn oder die Tochter übernehmen wird, und wie die Eltern ihren Rückzug gestalten sollen, beschäftigt beide sehr. Den Idealfall malt sich Ernst Tschanz wie folgt aus: Sohn Moritz setzt seine Wanderjahre nach dem Vorbild des Vaters fort und übernimmt dann, an der Seite einer tüchtigen Gattin, das Hotel „Ochsen“. Er, der Vater, bleibt dem Betrieb als geselliger Senior in der Gaststube erhalten, ohne sich länger für die alltäglichen Arbeitsabläufe verantwortlich fühlen zu müssen. Angesichts der zusehends ungemütlichen finanziellen Situation und der zunehmenden Arbeitsbelastung scheint er sich

danach zu sehnen, von seinen Verpflichtungen erlöst zu werden und sich buchstäblich zur Ruhe setzen zu können. Dies wird nur dann relativ unproblematisch erreicht werden können, wenn sich der Sohn nach dem erprobten partnerschaftlichen Modell um den Betrieb kümmern kann – davon kann jedoch bis dahin keine Rede sein. Trotzdem beharrt Ernst Tschanz auf diesem äußerst defensiven Zukunftsentwurf für den Betrieb. Er bemüht sich nicht, nach alternativen Szenarien und Möglichkeiten zu suchen. Daran lässt sich ablesen, wie stark er sich an der Vergangenheit orientiert. Der ideale Zustand, der während 25 Jahren herrschte, machte den Betrieb zu einem goldenen Käfig, in dem er gleichzeitig angebunden war und die Freiheit zur Muße genoss. Die Übernahme eines gutbürgerlichen kleinen Hotels und Glück in der Liebe reichten damals, um fortan ein gutes, stressfreies Leben im Mittelmaß führen zu können. Tschanz macht sich keine Illusionen: Dieser Zustand wird sich nicht wieder einstellen.

Während Ernst Tschanz' Sorge primär der ‚Reife‘ oder der Partnerwahl des Sohnes – oder allenfalls der Tochter – gilt, scheint Silvia Tschanz von Panik ergriffen zu werden, sobald sie sich das eigene ‚Abtreten‘ konkret vorstellen muss. Anders als bei ihrem Ehemann, der resigniert hat und nicht mehr daran zu glauben scheint, als Unternehmer wieder auf die Sonnenseite des Lebens zurückzukehren, bietet ihr der Ist-Zustand nach wie vor ein gewisses Maß an Erfüllung. Noch kann sie einen Rest dessen, „als alles noch stimmte“, aufrechterhalten. Da sie jedoch bewusst nie die Trennung von Arbeit und Freizeit oder Privatsphäre und Hotel vollzogen hat, wird die Abgabe von Verantwortung für sie nicht nur der Ausstieg aus dem tätigen Leben, sondern auch aus dem gesellschaftlichen Leben bedeuten. Daran wird deutlich, dass die Krise bei ihr stark lebenszeitlich bedingt ist: Die Ungewissheit und Unübersichtlichkeit, die sie in der Gesellschaft diagnostiziert, lässt sich auf ihr eigenes Leben ‚nach dem Hotel‘ übertragen, das sie sich buchstäblich ‚freigesetzt‘ von allen Sicherheiten vorstellt. Gewiss ist nur, dass der Punkt kommen wird, an dem sie Abschied nehmen muss vom „Ochsen“, sei es, weil die Kinder ihn übernehmen oder weil man ihn aufgeben muss.

„Also, wenn wir das Gefühl haben, es wird immer schlechter, dann lieber jetzt gehen, als wenn wirklich die Sintflut kommt. Dann kommt auch die Überlegung, was willst du nachher machen. Kannst einfach nicht nur sagen: ‚Jetzt mach ich nichts mehr‘. Es ist sicher auch für die Kinder schwer, wenn sie auf dem Beruf arbeiten und wenn sie nachher etwas Eigenes kaufen wollen und nachher nicht mehr können. Wenn wir das jetzt auf-

lösen, dann haben sie nachher nichts mehr. Und nachher musst du auch immer wieder jemand haben, der es will.“

Silvia Tschanz' Prognosen, die über die Zukunft von Familie und Betrieb hinausreichen, fallen meist ängstlich und diffus aus. Sie zeichnet ein unbestimmtes Bild einer immer hektischer werdenden Welt. Als etwas hilflos heraufbeschworene optimistische Restposten glücklicherer Zeiten muten die an eine jüngere Generation gerichteten Appelle an: „Man muss nur wollen“, sagt sie, dann sei auch in Zukunft vieles möglich. Solcherlei Aufmunterungen könnten aber auch als unterschwelliger Vorwurf an die eigene Kinder gelesen werden, denen ein „Wille zum Mut“, wie sie ihn propagiert, abzugehen scheint.

Die Vorstellungen und Szenarien, die Silvia und Ernst Tschanz über die Zukunft äußern, beziehen sich stets und meist unmittelbar auf die Tourismusbranche und auf den eigenen Betrieb. Der Umstand, dass beide schon in ihrer Herkunftsfamilie mit dem Gastgewerbe in Berührung gekommen sind, erweist sich als prägend für ihre Deutungspraxis. Seit jeher gibt es für sie kaum alternative Handlungsfelder, mit denen sie ihre eigenen Erfahrungen konfrontieren würden. Das Ehepaar Tschanz gehört zudem einer Generation an, die von den wirtschaftlichen Zeitumständen in einer einzigartigen Art und Weise profitieren konnte: Die Hochkonjunktur machte einen Familienbetrieb zu einem unzerstörbaren Startkapital. Die Übernahme des Hotels erwies sich als ein sicheres Projekt, das erstmals in den 90er Jahren in ernsthafte Schwierigkeiten geriet. Insofern verfügten die beiden über ein eher unterentwickeltes Flexibilitätspotential. Vieles weist darauf hin, dass solcherart mangelnde Innovationsfreudigkeit ein typisches Merkmal dieser Generation von Familienbetrieben darstellt.³⁷⁷

Dennoch dürfen die Ängste und die Resignation im Hinblick auf die Zukunft, die beim Ehepaar Tschanz zu beobachten sind, nicht allein als Ausdruck ihres fortgeschrittenen Alters gedeutet werden. Auch das im Kapitel 4 beschriebene Ehepaar Marlies und Hans Meier führen ein Familienhotel und müssen sich Gedanken über ihre Zukunft machen.³⁷⁸ Diese fallen jedoch bedeutend positiver und konkreter aus, als wir es beim Ehepaar Tschanz beobachten können. Wie die gegenwärtige Situation und die Zukunftsaussichten beurteilt werden, hängt nicht nur von der allgemeinen wirtschaftlichen Situation sowie von den eigenen lebenszyklischen Bedingungen ab, sondern auch vom jeweiligen sozialen und kulturellen Umfeld. Eng mit dem Handlungsfeld und mit dem sozialen Milieu der Ehepartner Tschanz verbunden ist ein Deutungsstil, der geprägt ist durch ein starkes Traditions- und Standesbewusstsein. Als

³⁷⁷ Vgl. dazu: Kapitel 3.5.

³⁷⁸ Vgl. dazu: Kapitel 4.3 Die organisch-familialistische Variante.

freisinniger Gewerbspolitiker propagiert Ernst Tschanz eine Form von Solidarität, die korporatistische Züge trägt. Silvia Tschanz greift bei ihren Deutungen häufig auf familialistische Erklärungen zurück, wie sie sich in ihrer Erfahrung lange Zeit bewährt haben. Diese differenzierenden Deutungsstile entsprechen den komplementären Geschlechterrollen, mit denen sich Ernst und Silvia Tschanz identifizieren: Sie ist für das Häusliche, die Hauswirtschaft zuständig, er ist in der Verbands- und Lokalpolitik engagiert. Diese Arbeitsteilung stellt für beide eine wichtige Grundlage ihrer lange Zeit erfolgreichen Betriebsführung dar. Da sich einerseits die politische Kultur geändert hat – Ernst Tschanz ist seit langem auf dem Verliererkurs – und andererseits die Zukunft des Familienbetriebs im Ungewissen liegt, vermag das bewährte Modell nicht mehr hinreichend Zuversicht zu spenden. Insofern befinden sich die beiden weniger in einer wirtschaftlichen als vielmehr in einer Deutungs-
krise.

Ausgehend von den Fallanalysen des Hotellier- und Wirtepaars Tschanz wurde ein Zukunftsszenario skizziert, das mit dem *Verschwinden einer „Kultur des Mittelstands“* umschrieben werden kann. Merkmale dieser „Kultur des Mittelstands“ sind eine relativ statische gesellschaftliche Ordnung, ein festes Gefüge ständisch-korporatistischer Solidaritätsstrukturen sowie Formen von Geselligkeit, die jeweils stark lokal oder regional geprägt sind. Wichtigste Begegnungsstätte für das Ehepaar Tschanz ist der Stammtisch: Er steht für eine qualifizierte Öffentlichkeit – frequentiert wird er von jenen, die Zeit und Ort miteinander teilen und somit durch den unmittelbaren Kontakt Verbindlichkeit herstellen wollen. Ähnlich wie mit dem Stammtisch verhält es sich in diesem Szenario mit dem Verein: Diese typisch schweizerische Institution zeichnet sich dadurch aus, dass der Ort des Geschehens meistens sehr wichtig ist – sei es das Schützenhaus, das Übungslokal oder das Festzelt. Das Vereinswesen gilt als Basisstruktur der Demokratie, es dient der sozialen Integration und der Pflege von Tradition.

Ausgangspunkt für ein ständisch-konservatives Denken, wie es im Szenario *Verschwinden einer „Kultur des Mittelstands“* rekonstruiert wurde, bildet die Familie als Keimzelle des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens. In der Vorstellung der Protagonisten sind die verschiedenen gesellschaftlichen Sphären häufig in einer Weise angeordnet, die mit dem Bild konzentrischer Kreise vergleichbar ist: Den Kern bildet die Familie, umgeben vom familieneigenen Betrieb, der mit der Familienökonomie unmittelbar verbundenen Umgebung und Öffentlichkeit, von der Branche und schließlich weiter entfernten gesellschaftlichen Bereichen wie dem Staat und der Schweiz als Ganze. Die Alltagstheorien sind indes von unterschiedlicher Reichweite. Bei Silvia Tschanz zum Beispiel wird neben der Familie noch der nächste und allenfalls übernächste

Kreis in die Deutung einbezogen, nicht aber die ganze schweizerische Gesellschaft, geschweige denn Europa oder die Welt.

Dass ein „Verschwinden“ einer Kultur diagnostiziert wird, weist darauf hin, dass die Zukunftsbilder auf einen vergangenen Idealzustand Bezug nehmen. Wie der Fall Tschanz deutlich zeigt, dient die wirtschaftliche Hochkonjunktur der sechziger Jahre als Referenzrahmen für die Beurteilung gegenwärtiger wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen. Die wirtschaftliche Blütezeit bot glänzende Voraussetzungen für eine lokal verankerte, gewerbliche Struktur und für die Pflege eines tragfähigen Netzes von politischen und sozialen Beziehungen. Der nostalgische Rückblick auf diese „fetten“ Jahre kennzeichnet das Szenario ebenso wie die defensive oder gar resignative Beurteilung zukünftiger Entwicklung. Die einstigen Voraussetzungen für eine „Kultur des Mittelstands“ scheinen unwiederbringlich verloren. Der Grund dafür wird einerseits in der wirtschaftlichen Krise gesehen, andererseits in der fortschreitenden Individualisierung, welche die bewährten Formen der Geselligkeit und Loyalität aufzulösen droht.

Das Szenario *Verschwinden der „Kultur des Mittelstandes“* ist typisch in einem gewerblichen oder bäuerlichen Milieu anzutreffen. Die Repräsentanten sind selbständige Gewerbetreibende der Nachkriegsgeneration, die vom Aufschwung der Hochkonjunktur profitiert und ihre Errungenschaften mittels einer effektiven Verbands- und Parteipolitik lange Zeit erfolgreich verteidigt haben. Im Zuge wirtschaftlicher Liberalisierungs- und Deregulierungsmaßnahmen konnten die – zuvor durch eine aktive Kartell- und Protektionismusstrategie geschützten – Wettbewerbsvorteile nicht länger gehalten werden. Die Konzentrationsprozesse, die sich in vielen Branchen vollziehen, führten dazu, dass kleingewerbliche Strukturen erheblich geschwächt wurden. Insofern gehört dieses Milieu tendenziell zu den Verlierern der 90er Jahre. Dieser Umstand schlägt sich im meist resignativen Verhältnis gegenüber künftigen Entwicklung der eigenen Branche nieder.

Vom Scheitern bewährter Verbands- und Unternehmensstrategien sind zudem ältere Gewerbetreibende betroffen, die vor der ohnehin risikoreiche Aufgabe stehen, ihren Betrieb an die nächste Generation weiterzugeben. Diese für Kleingewerbe- und Bauernbetriebe ebenso typische wie heikle Statuspassage kann so zu einer umfassenden Krisensituation führen: Nicht allein, weil die Betriebe in einer Phase der Schwächung für die Übergabe bereitgestellt werden müssen, sondern auch, weil vormals bewährte Handlungsstrategien oftmals von der jüngeren Generation als nicht mehr angemessen erachtet werden. So ist die vielfach sehr eng an die konkreten Erfordernisse des Betriebs gekoppelte „StandardBiographie“ der Väter – und der Mütter – in einer Zeit, da berufliche Mobilität und Flexibilität zu den höchsten Geboten der

Arbeitswelt gehören, nicht mehr unbestritten. Ebenso in Frage gestellt ist die Grundkonstellation traditioneller Kleinbetriebe: Die Gründung einer Familie kann nicht mehr als Bedingung für eine Betriebsübernahme vorausgesetzt werden, da dieses Modell sowohl aus wirtschaftlichen als auch aus biographischen Überlegungen nicht mehr in jedem Fall angestrebt wird.

Die Vorstellung, auf dem Mittelstand gründe letztlich sowohl der Wohlstand als auch der nationale Zusammenhalt der Schweiz, gehört zu den wichtigsten Topoi einer bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden konservativen Deutungstradition. In der Gegenwart wird diese Haltung nach wie vor prominent vertreten – besonders pointiert von der Schweizerischen Volkspartei (SVP) oder von der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (AUNS).³⁷⁹ Wie in den von uns rekonstruierten Alltagstheorien ist auch diese Denkweise geprägt von der Idealisierung der Vergangenheit und einer Vorstellung der Gesellschaft, in der Kohäsion durch räumliche und soziale Statik gewährleistet wird.

6.4 Synthese: Verlusterfahrungen und die Suche nach neuen Solidaritäten

Anhand der milieuspezifischen und biographischen Hintergründe, der Diagnosen und Prognosen von drei exemplarischen Fällen wurde jeweils eine spezifische Ausprägungsform eines Szenarios rekonstruiert, dessen Kern ein organisatorisches, konservatives Gesellschaftsbild darstellt. Luise Kern, die Hausfrau und Pflegerin mit dem ausgeprägten Gemeinsinn; André Kern, der stolze Elektromonteur, der „die Großen“ in der Wirtschaft zur Verantwortung ziehen will; Silvia und Ernst Tschanz, das Wirtepaar, das die alten Zeiten herbeisehnt, als der Stammtisch noch eine wichtige Drehscheibe für den politischen und gesellschaftlichen Austausch darstellte. So unterschiedlich die Porträtierten auf den ersten Blick auch wirken mögen: In der Art und Weise, wie sie die gegenwärtige Gesellschaft beurteilen und deuten, sind sie einander sehr ähnlich. Nicht der Markt ist für sie die alles beherrschende Kraft, sondern es sind vielmehr die Loyalitäten und Verbindlichkeiten zwischen Menschen und Gruppen, die über das gesellschaftliche Zusammenleben bestimmen. Nur dann, wenn die gesellschaftliche Solidarität wieder hochgehalten wird oder neue Formen von Solidarität entstehen, ist überhaupt an eine Zukunft zu denken.

Unterschieden werden die Spielarten dieses Typus in mehrfacher Hinsicht: So bestehen gewisse Differenzen hinsichtlich der Frage, ge-

³⁷⁹ Vgl. Kapitel 1 Soziologische Zeitdiagnosen.

genüber wem der Einzelne sich solidarisch zu verhalten hat, d.h. wie „gleich“ die jeweiligen Mitglieder einer Gemeinschaft überhaupt sein sollen. Während etwa Luise Kern für ein verbindliches Sozialverhalten aller gegenüber allen plädiert, ist beim Hotellier Ernst Tschanz eher ein Verständnis von Solidarität als Bindung von Gleichgesinnten festzustellen. André Kern hingegen laviert zwischen der Vorstellung der Verbundenheit aller Mitglieder der Gesellschaft untereinander und einer dichotomischen Perspektive, in der jene ein loyales Verhältnis zueinander unterhalten, die das gleiche Schicksal teilen. Anhand dieser Variationen zum Thema Solidarität werden demnach dieselben Fragen aufgeworfen, wie sie die soziologischen Klassiker seit jeher beschäftigen: Welche Formen der Solidarität halten die Gesellschaft zusammen? Ist es eher die „mechanische“? Oder wurde diese längst abgelöst durch eine „organische“ und abstrakte Solidarität, die allein schon durch Zugehörigkeit zum gesellschaftlichen Kollektiv und durch das Bewusstsein der gegenseitigen Abhängigkeit aller besteht?³⁸⁰

Mit dieser groben und oberflächlichen Unterscheidung lassen sich die Spielarten des Typus *Bedrohung der Solidargemeinschaft* nicht angemessen charakterisieren. Ein differenzierteres Bild ergibt sich, wenn die „Kultur“ näher beleuchtet wird, die im jeweiligen Denken als Orientierungsgröße für die jeweils als ideal empfundene Form von Solidarität fungiert. So wird mit der „Kultur der Mütterlichkeit“ eine gesellschaftliche Praxis beschrieben, in der die Moral der Verantwortung für andere stets und allen gegenüber handlungsleitend ist. Dieses Denken tendiert dazu, Sozialbeziehungen immer einen diffusen und affektiven Charakter zuzuschreiben. Die Welt wird somit gleichsam familialisert. Für eine „Kultur der Mütterlichkeit“ trägt das gesellschaftliche Kollektiv stets gemeinschaftlichen Charakter. Insofern ist es auch nicht überraschend, dass gerade dieser Typus besonders anfällig ist, angesichts gesellschaftlicher Anonymisierungstendenzen und der Zunahme von Unübersichtlichkeit in eine Krise zu geraten. Die „Kultur der Mütterlichkeit“ hat in der Vergangenheit wiederholt Konjunkturen erlebt. So suchte die bürgerliche Frauenbewegung nach einem Weg zur Partizipation an der Öffentlichkeit, von der Frauen durch ihre „natürliche“ Bestimmung ausgeschlossen waren.³⁸¹ Die Verallgemeinerung dieser Ethik zu einer sozialen Mütterlichkeit sollte aber nicht primär in einem gewerkschaftlichen Sinne die Solidarität unter Gleichen, nämlich den Müttern, fördern, sondern ein Mittel gegen die unsozialen Folgen des zunehmenden Individualismus bereitstellen. Für ein Denken, das sich an der stolzen

³⁸⁰ Rainer Zoll liefert eine umfassende Auseinandersetzung mit „alten“ und „neuen“ Formen von Solidarität (Zoll: 2000).

³⁸¹ Vgl. dazu: Kapitel 3.6 Haushalt: Selbstaufgabe oder Berufung?

Mütterlichkeit orientiert, ist Solidarität ein unabdingbares Mittel, das gesellschaftliche Zusammenleben aufrecht zu erhalten. Das alltägliche Leben gerät aus den Fugen, wenn dieses bis ins feinste Glied der Gemeinschaft wirkende Gefühl der wechselseitigen Verbundenheit abhanden kommt. Solidarität ist so gesehen der „Kitt“ der Gesellschaft.

Für die „Patronage-Kultur“ ist die Zugehörigkeit zum Betrieb von grundlegender Bedeutung für die Vorstellung von Solidarität. Wer dazu gehört – zur Firma, zur Berufsgruppe oder zur Branche – und die Regeln, Standards und Moralvorstellungen kennt, die in diesem Rahmen gelten, hat auch Anrecht auf Anerkennung und solidarisches Verhalten. In dieser Kultur spielen Loyalitätsverhältnisse eine wichtige Rolle. Zentral ist auch das Bewusstsein, ungeachtet der individuellen Position am selben Strick zu ziehen, die gleichen Ziele zu verfolgen. Die Firmen und Kollektive, denen man angehört, sind nicht anonyme Organisationen, sondern es sind gemeinschaftliche Gebilde mit einer oft traditionsreichen Geschichte, die über einen „Ort“ verfügen. Weil die Unternehmen – auch die großen, die durch Fusionen eben erst entstanden sind – eine Identität besitzen, müssen sie eine Moral haben und sich verantwortlich und solidarisch verhalten – sowohl gegenüber den Mitarbeitenden, als auch gegenüber der Gesellschaft.

Die „Kultur des Mittelstandes“ ist eine Kultur der Seilschaften, der ‚Logen‘ und der Korporationen. Gepflegt wird hier symbolisches und soziales Kapital, wobei das Eigentum und die überkommenen Vorrechte langanhaltenden und unantastbaren Wert besitzen. In der Kultur des Mittelstands bedeutet Solidarität Loyalität innerhalb des Standes, des Vereins, des Verbandes. Solidarität heißt Beziehungen spielen lassen, sie gezielt einsetzen, um sich als Gruppe oder Einzelner Gehör zu verschaffen.

Das Szenario *Bedrohung der Solidargemeinschaft* entspringt einem konservativen Denken. Es ist ausgesprochen konkretistisch und partikularistisch geprägt und vergangenheitsorientiert. Die Gesellschaft besteht aus organisch gewachsenen Kollektiven, innerhalb derer sich das Individuum gemäß seiner Natur und Neigung entfaltet.³⁸² Diese charakteristischen Elemente des konservativen Denkens machen den Unterschied zu den in den vorangehenden Kapiteln skizzierten Denkstilen deutlich: Als grundlegend anders erweist sich zum Beispiel ein progressives und mit abstrakten Kategorien arbeitendes Denken, das in der Tradition eines schweizerischen Liberalismus steht.³⁸³ Der skeptische Unterton, der die Diagnosen des Typus *Bedrohung der Solidargemeinschaft* stets begleitet, sowie der Appell zur Rückbesinnung oder gar zur Umkehr ste-

³⁸² Vgl. Mannheim ([1925] 1984: 109ff).

³⁸³ Vgl. Kapitel 4.1 Die liberal-aufklärerische Variante.

hen generell in einem markanten Gegensatz zu den fortschrittsbejahenden und zukunftsfrohen Prognosen im Kapitel 4, *Fortschreitende Modernisierung*. Es fehlt auch der Glaube daran, dass die Dominanz des Ökonomischen sich überhaupt halten können, wie dies im 5. Kapitel zur *Verselbständigung der Ökonomie* postuliert wurde.³⁸⁴

In der Schweizer Geschichte ist eine konservative Deutungstradition zwar überwiegend, aber nicht nur mit dem Katholizismus verbunden. In Zeiten, da die nationale Identität in eine Krise zu geraten drohte, ist auch von Seiten der mehrheitlich reformierten politischen Eliten wiederholt ein konservativer Appell an den „Willen zur Gemeinschaft“³⁸⁵ zu vernehmen.³⁸⁶ Auch die Bedeutung des Mittelstandes wurde immer wieder betont.³⁸⁷ Emphatischer aber wurde in den ersten hundert Jahren des schweizerischen Bundesstaates der Bauer als Identifikationsfigur bemüht, wenn es um die Integration der eigentlich heterogenen schweizerischen Gesellschaft ging.³⁸⁸

Auch zum Bild der Schweiz als Solidargemeinschaft, wie es in den Deutungen dieses Kapitels anklingt, gibt es eine Fülle von historischen Vorläufern. Feierlich wurde die solidarische Schweiz während des Zweiten Weltkriegs zelebriert, als sie durch die Politik der „Geistigen Landesverteidigung“ gleichsam von oben ‚verordnet‘ wurde.³⁸⁹ Auch gibt es in der Schweiz eine lange Tradition gemeinnütziger Aktionen und Vereine mit betont „kommunitaristischer“ Ausrichtung. Hinsichtlich der sozialen Frage wurde der Appell zum uneigennütigen Dienst an der Gemeinschaft oft in einem politischen Kontext laut, in dem sich konkurrierende Gruppierungen und Parteien ihren Einflussbereich sichern wollten. Die im 19. Jahrhundert aus einer philanthropisch-liberalen Tradition entstandenen und zum Teil bis in die Gegenwart aktiven gemeinnützigen Vereine – insbesondere die Frauenvereine – hielten daran fest, dass die Arbeit fürs Gemeinwohl privat und unentgeltlich geleistet werden solle.³⁹⁰ Dass ein Denken, das kommunitaristische Züge trägt, in der Schweiz namentlich von Frauen vertreten wird, zeigt sich unter anderem auch an der „dualistischen“ Konzeption des Geschlechterverhältnisses in einem Teil der bürgerlichen Frauenbewegung. Da die Partizipations- und Professionalisierungsbestrebungen dieser Kreise stets auf den sozialen Bereich konzentriert waren, wurde ein Denken in Dualismen zusätzlich reproduziert. Dass ein Gesell-

³⁸⁴ Kapitel 5 *Verselbständigung der Ökonomie*.

³⁸⁵ Vgl. Tönnies ([1887]1988).

³⁸⁶ Vgl. Kapitel 1 *Soziologische Zeitdiagnosen: Neue Fundamentalismen*, S. 38.

³⁸⁷ Vgl. „Mittelstandstheorie“ nach dem Freiburger Professor Gustav Ruhland (1895), in: Zürcher (1997: 122f).

³⁸⁸ Vgl. Tanner (1992: 9-21).

³⁸⁹ Vgl. Kapitel 1 *Soziologische Zeitdiagnosen*.

³⁹⁰ Vgl. Bühler (1997: 128ff).

schaftsbild, in dem die Familie als Kern einer organisch gewachsenen Gemeinschaft verstanden wird, auf komplementären Geschlechtscharakteren aufbaut, liegt auf der Hand. Insofern ist es auch nicht weiter erstaunlich, dass wir ein solches Denken in Bereichen rekonstruieren konnten, die entweder ausgesprochen geschlechtshomogen sind – im Bereich Haushalt, in „Männer“- bzw. „Frauen“-Berufen – sowie in familienökonomisch organisierten Betrieben des Gewerbes und der Landwirtschaft. Auch nicht erstaunlich ist es, dass diejenigen politischen Kräfte, die ostentativ die Selbstverantwortung der Familie und der schweizerischen Solidargemeinschaft hervorheben und ein Intervenieren und Regulieren durch den Staat meist ablehnen, die Gleichstellung der Geschlechter nicht in ihrem Programm führen.³⁹¹

Insgesamt will dieser Denkstil der fortschreitenden Individualisierung Grenzen setzen und die Globalisierungstendenzen stoppen. Der konservative Gegenentwurf zielt meist auf eine Aufwertung von kleinräumigen Sozialverbänden, in denen – ganz im Gegensatz zur virtuellen Kommunikation in einer globalisierten Welt – von Angesicht zu Angesicht, gleichsam am Stammtisch interagiert wird.

³⁹¹ Vgl. dazu: Kapitel 1 Soziologische Zeitdiagnosen: Neue Fundamentalismen.